2. Jahrgang. Einzelpreis 25 Groschen. Nr. 42



Kattowitz, den 21. Oktober 1933

Bezugspreis: monatlich 0.80 zł, vierteljährlich 2.40 zł zuzüglich Postbestellgebühr.
Bestellungen werden von allen Postämtern und Geschäftsstellen entgegengenommen.

Der „Oberschlesische Landbote" erscheint an jedem Sonnabend
Verantwortlicher Schriftleiter: Anselm Kyẞia, Chełm.
Verlag und Geschäftsstelle:
Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Akc., Katowice, ulica 3-go Maja 12.
Fernruf: 7, 8, 10, 2635. P. K. O. Katowice 302 620.
Druck: Concordia Sp. Akcyjna, Poznań, ul. Zwierzyniecka 6.

Der Meister

Wenn die Hirsche schreien

Fern im Westen, dunstig verhüllt, sinkt der rote Sonnenball. Gerade gegenüber steht über den Bäumen schon der kaltweiße Mond, wirft scharfe Schlaglichter auf den Boden und gegen die Baumstämme, so als ob in den Städten Gebäude mit Scheinwerferlicht angeleuchtet würden.

Die Stimmen der Spaziergänger und Wanderer sind verhallt, es ist einsam geworden. Der Nebel beginnt zu steigen. Auf der Waldwiese lagert eine mannshohe Schicht, wie Eiseshauch kommt es von dorther, unfaßlich kalt, — kein Wunder, daß die Sagen und Märchen von den Nebelfrauen erzählen, die todeskühl an das Herz des Wanderers greifen.

Kein Lufthauch regt sich, dennoch raschelt es in den Bäumen: die Blätter fallen, langsam schweben sie nieder, gegen das Mondlicht deutlich sichtbar; müde fallen sie zu Boden, ihre Aufgabe ist erfüllt; sie halfen beim Aufbau des großen, starken Baumes, als getreues Glied des Ganzen.

Durch die Stille dringen nur wenige Töne und Geräusche: hinten am See quakt ein ver-

einzelter Frosch, müde, lustlos. Solosingen macht ihm wenig Freude. Nicht weit von ihm schnattert eine Ente vergnügt in den Abend. Jetzt kreischt ein Häher, gleich findet er Gesellschaft, eine krakeelsüchtige Familie ist das.

In fernen Häusern bellt ein Hund, brüllt dumpf im Stall eine Kuh. Jetzt hupt auf der Landstraße drüben ein Auto. Aber dieser Ton hat sich schon ganz eingefügt in all die Töne der Natur, man empfindet ihn nicht mehr störend. Er ist nur auch ein Instrument in dem großen Orchester. Und keines der Tiere ist mehr beunruhigt.

Da, deutlich wahrnehmbar, tritt aus dem Walde ein Hirsch auf die Lichtung, hält Umschau; man sieht seine Umrisse. Und nun auf einmal dröhnt sein Röhren durch den Herbstabend. Es ist, als zitterte die Luft von diesem gewaltigen Ton. Kurz, stoßweise, dann lang anhaltend, von tiefen Tönen in hellere umschwingend. Man hört minutenlang nichts außer diesem Gebrüll eines Herrschers. Alle anderen Töne sind vergessen, werden überhört. Es ist nur noch dieser Hirsch da. Von fern antwortet ein anderer. Schwächer trompetet seine Stimme herüber. Und nun kommt das großartig-erschreckende Duett dieser beiden Herrscher unserer Wälder. Wilde Herausforderung. Trotz, Hohn, — was alles kann man herausfühlen! Das klingt doch anders als das Röhren der Hirsche in den Zoologischen Gärten, wo der Großstädter sie belauschen kann. Hier im Walde fügt der Ton sich ein in die immer gespenstischer werdende Schönheit von Herbstnebel und weißem Mondlicht, von sacht rufenden Stimmen, zwischen denen jetzt auch das Käuzchen klagt und eine Krähe krächzt.

Man sieht den rufenden Hirsch nicht mehr, er ist zurückgetreten in den Wald; statt dessen aber hört man das harte, hölzerne Klappen aufeinanderschlagender Geweihe, und jetzt bebt die Erde unter jagenden Tritten, die Hufe schlagen gegen den Boden, hinten, ganz hinten stürmt es vorbei, die wilde Jagd, Tiere, die der Hirsch jagt, vor sich her treibt. Ferner, immer ferner wird der Ton, dann auf einmal ist alles still, der ganze Spuk der Herbstnacht ist verflogen, nur in großen Zwischenräumen klingt noch manchmal ein fernes Röhren auf.

Fast atmet man wie von einem Bann erlöst, denn dieses Schreien der Hirsche hatte etwas Bezwingendes, Allgewaltiges, das alle Sinne einfing und einen diesem großen Naturerlebnis untertan machte.

Jetzt können wir die vom Lauschen und Spähen steif gewordenen Glieder recken, jetzt dürfen wir wieder sprechen und können in fröhlichem Marschschritt unseren Heimweg durch die Herbstnacht antreten, um ein unvergeßliches Erlebnis reicher.

Wochenschau

Deutschland ist aus dem Völkerbund ausgetreten

Ohne Gleichberechtigung keine weitere Teilnahme an internationalen Konferenzen — Neue Reichstagswahlen und Volksabstimmung für die Politik der Regierung

In den unfruchtbaren Gang der Genfer Abrüstungsverhandlungen hat ein Telegramm des Reichsaußenministers an den Präsidenten der Abrüstungskonferenz wie eine Bombe eingeschlagen.

Deutschland hat wegen der demütigenden Lage auf der Abrüstungskonferenz seinen Rücktritt aus dem Völkerbund erklärt, und die deutsche Delegation hat die Abrüstungskonferenz verlassen.

In dem Telegramm an den Präsidenten der Abrüstungskonferenz heißt es, daß die letzten Beratungen der beteiligten Mächte über die Abrüstungsfrage ihre einzige Aufgabe, die allgemeine Abrüstung durchzuführen, nichterfüllen können. Es stehe fernerhin fest, daß das Scheitern der Konferenz allein auf den mangelhaften Willen der hochgerüsteten Staaten zurückzuführen sei und daß man damit die Verwirklichung des anerkannten Anspruchs Deutschlands auf Gleichberechtigung unmöglich gemacht habe. Die deutsche Regierung sehe sich gezwungen, die Abrüstungskonferenz zu verlassen, weil die Voraussetzungen fortgefallen seien, unter denen die deutsche Regierung sich Anfang des Jahres bereiterklärt habe, sich an den Arbeiten der Konferenz zu beteiligen.

Reichskanzler Adolf Hitler hielt nach dem Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund eine große Rede an die Welt, in der er die Gründe für diesen Schritt darlegte. Er wies zuerst auf die tiefe Enttäuschung des deutschen Volkes hin, dem gegenüber man trotz der Erfüllung der ihm auferlegten Diktate auch jetzt noch die Verewigung eines Zustandes aufzwingen wolle, der jedem Gefühl der Gerechtigkeit und Anständigkeit Hohn spricht. Die Welt verfolge Deutschland, das mit der Niederringung des Kommunismus nicht nur sich selbst, sondern auch das übrige Europa von der Gefahr der Vernichtung befreit habe. Nachdem der Kanzler nochmals vor der Welt die feierliche Friedenserklärung abgegeben hatte, begegnete er den über Deutschland verbreiteten Lügen:

„Es gibt in Deutschland nur einen Waffenträger, und dies ist die Armee. Und es gibt für die nationalsozialistischen Organisationen nur einen Feind, und dies ist der Kommunismus. Wenn aber weiter der französische Ministerpräsident Daladier die Frage erhebt, warum dann Deutschland Waffen fordere, die doch später beseitigt werden müßten, so liegt hier ein Irrtum vor: Das deutsche Volk und die deutsche Regierung haben überhaupt nicht Waffen, sondern Gleichberechtigung gefordert. Wenn die Welt beschließt, daß sämtliche Waffen bis zum letzten Maschinengewehr beseitigt werden, wir sind bereit, sofort einer solchen Konvention beizutreten. Wenn die Welt beschließt, daß bestimmte Waffen zu vernichten sind, wir sind bereit, auf sie von vornherein zu verzichten. Wenn aber die Welt bestimmte Waffen jedem Volke zubilligt, sind wir nicht bereit, uns grundsätzlich als minderberechtigtes Volk davon ausschließen zu lassen!“

Der Kanzler wies dann darauf hin, daß Deutschland seine Abrüstungspflichten bis aufs äußerste erfüllt habe und an der Konferenz nicht teilgenommen habe, um für das deutsche Volk ein Maschinengewehr herauszuhandeln, sondern um als gleichberechtigter Faktor am Weltfrieden mitarbeiten zu können. Er fuhr dann fort:

„Ich habe schon in meiner Friedensrede im Mai erklärt, daß unter solchen Voraussetzungen wir zu unserem Leidwesen auch nicht mehr in der Lage sein würden, dem Völkerbunde anzugehören oder an internationalen Konferenzen teilzunehmen. Es ist für uns unmöglich, an Institutionen teilzunehmen unter Voraussetzungen, die nur für einen Unehrlichen erträglich sind. Die Welt kann aber nur ein Interesse daran besitzen, mit den Ehrenmännern und nicht mit den Fragwürdigen eines Volkes zu verhandeln, mit diesen und nicht mit anderen Verträge abzuschließen; sie muß dann aber auch ihrerseits dem Ehrgefühl und Ehrempfinden eines solchen Regimentes Rechnung tragen, so wie auch wir dankbar sind, mit Ehrenmännern verkehren zu können. Indem wir aus den Erklärungen der offiziellen Vertreter einer Reihe von Großstaaten entnommen haben, daß von ihnen an eine wirkliche Gleichberechtigung Deutschlands zur Zeit nicht gedacht wird, ist es diesem Deutschland zur Zeit auch nicht möglich, sich weiterhin in einer so unwürdigen Stellung anderen Völkern aufzudrängen.“

Reichsregierung und Reichskanzler haben auch an das deutsche Volk Aufrufe erlassen, um damit zu dokumentieren, daß hinter dem Schritt der Regierung der geschlossene Wille des Volkes steht. Auf Bitten des Reichskanzlers hat Reichspräsident von Hindenburg den Reichstag und die Länderparlamente aufgelöst und für den 12. November Neuwahlen ausgeschrieben. Es soll dem Volke in einer Volksabstimmung Gelegenheit gegeben werden, zu zeigen, daß es geschlossen hinter der Regierung steht und jeden ihrer Schritte billigt.

350 Millionen innere Anleihe

Was geschieht mit dem Mehrbetrag?

Der Ministerrat hat beschlossen, den Verordnungsentwurf des Staatspräsidenten anzunehmen, der die Ermächtigung des Finanzministers enthält, die innere Anleihe auf 350 Millionen Zloty zu erhöhen. Diese Verordnung ist gleichbedeutend damit, daß der Staat den Mehrbetrag der fast dreifach überzeichneten Anleihe annimmt.

Durch die Zerlegung der Zeichnung in Raten sind bis jetzt 65 Millionen in die Staatskasse geflossen, und es steht zweifellos fest, daß auch die ursprünglich aufgelegte Summe von 120 Millionen eingezahlt oder sicherlich auch überzahlt werden wird. Die Kommentare verschiedener Blätter lassen klar hindurchblicken, daß die Einzahlung der letzten Raten ins Stocken geraten wird und man sich nicht der Hoffnung hingeben soll, die ganzen 325 Millionen vom Volke zu erhalten.

Der große Erfolg der Anleihe wird davon natürlich nicht berührt. Nach Berichten aus Regierungskreisen ist im nächsten Haushaltsjahr ein größerer Beamtenabbau geplant, und auch die Industrie wird kaum in der Lage sein, den Zeichnungsbetrag aus ihrem eigenen Betriebskapital, geschweige denn aus Gewinnen, zu decken. Beide Schichten waren aber unter den Zeichnenden am stärksten vertreten. Während man also vom abgebauten Beamten unmöglich die Erfüllung der letzten Raten wird verlangen können, wird die Industrie einen Teil des Kapitals mindestens in Banken leihen müssen. Aber auch bei den Kredit gebenden Instituten ist die Situation so, daß sich die vorübergehende Entziehung eines beträchtlichen Teils des Umlaufkapitals in einem Mangel an flüssigen Geldern auswirken muß.

Es herrscht in Regierungskreisen noch tiefes Schweigen darüber, was mit dem Mehrbetrag geschehen soll. Es gibt nicht nur eine Reihe öffentlicher Arbeiten, die mit dem Mehrbetrag ausgeführt werden könnten, sondern es sind noch die Schatzscheine mit kurzfristiger Laufzeit zurückzukaufen. Aber darüber verlautet nichts. Jedenfalls erheben sich jetzt schon Stimmen, die davor warnen, die Anleihegelder nur zur Deckung des Haushaltsdefizits zu verwenden und daß es endlich an der Zeit wäre, dem Defizitunheil durch eine vernünftige Herabsetzung der Ausgaben ein Ende zu machen.

Bäuerisches Denken

Eine nützliche Auswirkung des deutschen Erntedanktages

Anselm Kytzia, Chelm.

Der 1. Oktober war für das ganze Volk des Deutschen Reiches ein recht großer Tag. Der Erntedank brachte Stadt und Land auf die Beine; eine alte Dorfsitte, die eigentlich in die Rumpelkammer der Vergessenheit als überholt hineingeworfen war, wurde hervorgeholt und mächtig zu Ehren gebracht.

Erntedankfeste können im wahren Sinne des Wortes nur die Bauern feiern; weil sie zu den Urproduzenten gehören. Durch ihre Arbeit in Verbindung mit den Tier- und Naturkräften bringen sie Produkte hervor, die auf der Welt nicht vorhanden waren. Im Frühjahr z. B. bildete der Acker eine kahle Fläche. Sie wurde gedüngt, geackert, geeggt und mit Kartoffeln bepflanzt. Im Herbst liefert sie nun die Ernte, die aus einer Vervielfältigung der in sie gelegten Kartoffelknollen besteht. Niemals darf der Bodenbebauer den Ernteerfolg seinen eigenen Kräften zuschreiben; denn zu seinem Fleiß und Schweiß gehört noch immer der Segen Gottes. In dieser Abhängigkeit zu Gott haben diese Erntedankfeste der Bauern ihre tiefe Begründung.

Die Erntedankfeiern in Deutschland zeichneten sich durch einen Umstand merkwürdig aus; man hat sie aus den Dörfern, wohin sie gehören, nach den Städten verlegt, wo man mit dem Bodenbau und einer Ernte eigentlich nichts zu tun hat. Darin gerade lag der tiefe Sinn dieser Veranstaltungen. Denn es galt dabei, den Blick der Städter auf das Land zu lenken. Der Acker bildet die sichere Grundlage eines jeden Volkes, nicht allein als Baustätte für die vielen Baulichkeiten, aus denen die Dörfer und Städte bestehen, sondern auch als Stätte zum Anbau der Früchte für unser tägliches Brot. Das letzte Jahrhundert wird das der Maschine genannt, und dieses Maschinenzeitalter hat die Menschheit unter seinen Flügelschlag ganz und gar gebracht. Maschinen können aber kein Leben zeugen. Sie sind nur Mittel zum Zweck, aber niemals Selbstzweck. Deshalb muß ihnen das Recht am Leben genommen werden. An ihre Stelle müssen heldenhafte Menschen treten, die den Maschinenlärm übertönen und eine bessere und sinnreichere Zukunft vorbereiten. Dazu gehört Kraft, die nur aus dem Boden gewonnen werden kann. Deshalb sollen die Menschen, die schöpferisch wirken sollen, fest und sicher auf ihrer Scholle stehen. Sie aber wird nur dann ihr eigen, wenn sie wieder bäuerisch denken lernen.

Der Bückeberg im Wesergau hat die größte Bauernkundgebung gesehen, die je die Welt erlebt hat. An 500 000 Bauern haben sich zu ihr eingefunden, und an Städtern hat es dabei nicht gefehlt. Bauernvolk in Massen wirkt stets eindrucksvoll, und es wird bei dieser Kundgebung auf die Vertreter der städtischen Berufe seinen Eindruck bestimmt nicht verfehlt haben, um so mehr, als in zwei Ansprachen Reichskanzler Hitler und Reichsernährungsminister Darré des Bauernstandes besonders ehrenvoll gedacht haben. Wenn gesagt wurde, „der erste und tiefste Repräsentant des Volkes aber ist jener Teil, der aus der Fruchtbarkeit der Erde die Menschen nährt und aus der Fruchtbarkeit seiner Familie die Nation forterhält“, so liegt darin ein wundervolles bäuerisches Denken. In knappen Worten ist die hohe Aufgabe des Bauernberufes gezeichnet, er soll die Blut- und Ernährungsquelle des angestammten Volkes bilden. „Der Ruin des deutschen Bauern wäre das Ende des deutschen Volkes.“ Mit diesen Worten wird dem Bauern eine hohe, aber berechtigte Anerkennung ausgesprochen. Reichsernährungsminister Darré sagte, das geeinte Volk feierte mit seinem Führer und Kanzler den 1. Oktober als Tag religiöser Weihe und bedeutungsvollen Tag der deutschen Zeitenwende. Die Landwirtschaft ist nicht mehr ein Wirtschaftszweig in der Fülle anderer Wirtschaftsstände, sondern ist die Quelle des völkischen Lebens und das Fundament des staatlichen Sein.“ In diesem echt bäuerischen Denken wird der bis dahin arg vernachlässigte Bauernberuf zum Jungbrunnen für die Erneuerung der Menschheit und zu dem so ehrenvollen Reichsnährstand erhoben.

Die Regierungsvertreter auf dem Bückeberg, sie gleichen Sämännern, die einen kostbaren Samen auf ein Neuland ausstreuten. Beide sind Diener am Acker, und es werden beiden manche Samenkörner nicht keimen, d. h. es wird Leute geben, die dem Bauernstand die hohen Aufgaben nicht so leicht zuerkennen werden. Das ist menschlich, aber etwas Gutes hat sich bis dahin immer durchgesetzt und wird sich auch diesmal durchsetzen. Wenn auch die ältere Generation die Frucht dieser Saat nicht wird ernten können, so werden sie die Enkel bestimmt erleben.

Anregungen zum bäuerischen Denken gab es alsdann in jeder deutschen Stadt; denn es gab dort lange Umzüge des Bauernvolkes aus dem nächsten Hinterlande. Diese Umzüge brachten den Städtern viel Sinnvolles und Schönes, Altväterliches und Neuerstandenes, in denen Sitten und Bräuche des Bauernstandes wie von den Toten auferstanden sind. Unsere Industriestädte vor allem haben wiederum ihren Bauern- und Nährstand entdeckt. Die Bürger dieser Städte hatten nur den einen Wunsch: Jedes Jahr wünschen wir uns einen solchen Festumzug; denn es war darin gesundes Leben zu finden.

Die Bauern werden bestimmt auf den städtischen Märkten mit anderen Augen angesehen werden. Ihre Produkte werden Gefallen finden und der Städter — mehr noch die städtischen Hausfrauen — werden bei ihren Einkäufen die Bauern den Händlern vorziehen. Anders gesagt: die Kluft, die bis dahin zwischen der Stadt und dem Lande gähnte, wird durch die Verlegung des Erntedankfestes in die Städte glücklich überbrückt, und diese Tatsache muß als der schönste Erfolg der Veranstaltungen dieses denkwürdigen Tages angesehen werden. Sogar Berlin, das die Bauern wenig oder gar nicht kannte, hat an diesem Tage bäuerisch gedacht; denn am „Brandenburger Tor“ prankte die Aufschrift: „Bauern, wir grüßen euch!“

Festtage sind goldene Glieder in der eisernen Kette des menschlichen Lebens; sie bringen Abwechslung und erneuern die Arbeitsfreude. Besonders wertvoll sind sie noch dann, wenn sie auch praktischen Nutzen bringen, und in dieser Hinsicht hat eine große englische Zeitung den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn sie schrieb: „Der große Regisseur Hitler hat durch seinen Erntedanktag im Handumdrehen in Deutschland die Stadt mit dem Lande vereinigt.“

Auch uns schadet der Gegensatz zwischen Stadt und Land nicht allein dem Erzeuger, sondern auch dem städtischen Verbraucher, weil in der Kluft zwischen den beiden Welten der selbstsüchtige Handel sitzt, der viel verdienen will und nur auf Kosten des Produzenten und des Konsumenten. Wünschenswert für beide Teile wäre es, daß auch bei uns eine Ueberbrückung dieser Gegensätze zwischen Stadt und Land stattfinden könnte. Mögen die Vorgänge am 1. Oktober in Deutschland eine Anregung dazu geben!

Der Tag des deutschen Bauern in Beuthen O.-S.

Der Erntedanktag wurde auch in der Grenzstadt Beuthen O.-S., trotz des wenigen Hinterlandes mit einem geringen Bauerntum festlich begangen. Den Höhepunkt dieses Festes bildete der imposante, bäuerliche Umzug mit seiner vielen Romantik.

Nachmittags ½3 Uhr glich die Stadt einem Ameisenhaufen, es hieß: Antreten zum Festzug. Bald darauf zeigten sich die Herolde auf ihren starken, gut ausgefütterten Gäulen. Ihr ganzes Auftreten bildete so eine Geste, die sagte: Städter, macht eure Augen auf und seht euch mal die Bauern an. Eine Pracht bildeten die vielen Erntekränze mit ihrer Buntfarbigkeit. Ackergeräte und landwirtschaftliche Maschinen wurden geziert mit dem Schmuck, den der Acker hervorgebracht hat. Es rollte der volle Kartoffelwagen auf der städtischen Straße; hinter ihm schritt die Landarbeiterin mit einem Korbe, um heruntergefallene Kartoffeln aufzulesen. Darauf folgte der hochbeladene Heuwagen, begleitet von Mägden mit den Rechen über den Schultern. Auf der städtischen Straße wankte der hochbeladene schwere Erntewagen. Auch der bäuerliche Mistwagen hat sich mit seiner verschmähten Last in diesem Umzug eingefunden, den man mit einem sinnreichen Spruch versehen hat.

Es folgte ein Transparent mit der Aufschrift:

„Wollt Ihr ein reiches Vaterland,
Dann helft zuerst dem Bauernstand.“

Ein Landstreicher, der sich wie alle seine Zunftgenossen auf dem Dorfe am wohlsten fühlt, wanderte im Zuge mit. Es folgte ein dörflicher Hochzeitszug mit Musik. Einen prachtvollen Zuchtstier sah man im Zuge und lenkte recht viel Aufmerksamkeit auf sich. Ihm folgten seine Stallgefährtinnen, die schönsten scheckigen Milchkühe. Ein Wagen brachte das Schweineschlachten in der Bauernstube und ein anderer wiederum die feine Hochzeit eines reichen Bauern. Auch die längst vergessene Spinnstube wurde auf einem Wagen mitgeführt. Ein schmucker Jägersmann in seiner grünen Uniform und den vielen Rebhühnern an seinem Gürtel stach von den übrigen sehr gut ab.

Mit dem Landmann eng verbunden ist der Gärtner, der auch mit Ausstellungswagen vertreten war. Sein Wahlspruch war:

„Achtet den Gärtnerstand,
fördert ihn in Stadt und Land.“

Die Kleintierzucht war auch da und führte wiederum die Aufschrift: „Volk in Not, treibt Kleintierzucht.“ Der ganze Zug bewegte sich durch die Stadtstraßen so behäbig, genau so wie daheim auf den Feldwegen zur Arbeitsstätte. Die Roßberger, Bauern und Bäuerinnen, in ihrer malerischen, farbenfrohen Tracht, bildeten einen schönen Schmuck dieses Zuges. Auf dem Reichspräsidentenplatz wurde haltgemacht. Die Städter drängten sich vor allem an die Tiere, beklatschten und streichelten die Pferde. Auf diesem Aufmarschplatze gab es keinen Gegensatz, Stadt und Land bildeten eine Gemeinschaft. a.

Die Mauser, eine Ruhepause im Legen

(dafür eine Gelegenheit zur Stallsäuberung)

Diese Ruhepause ist zu einer gründlichen Reinigung der Geflügelstallungen auszunutzen. Es muß mit den Decken angefangen werden, die gehörig abgefegt werden müssen. Desgleichen auch die Seitenwände. Vor allem bedürfen die Legekasten einer Generalsäuberung. Es genügt durchaus nicht, wenn man oben und an allen Seiten nur abfegen wollte. Man wird schon zur Wurzelbürste und Sodawasser greifen müssen, um sie oben und vorn gründlich abzuscheuern. Die Seiten und die Hinterwand müssen gekalkt werden. Die Legeräume müssen gleichfalls gesäubert werden. Altes Nestmaterial muß restlos entfernt, der ganze Schmutz muß ausgefegt werden, und die Legeräume sind am besten mit Insektenpulver auszuspritzen.

Alle Sitzgelegenheiten sind einer gründlichen Revision zu unterziehen; sie sind vom Schmutz zu reinigen und zu trocknen. Sie können auch einen Karbolineumanstrich bekommen, nachdem sie nach dem Scheuern an der Sonne trocken geworden sind. Alle Futter- und Trinkgefäße sind gleichfalls zu säubern, wobei die Wurzelbürste nicht zu schonen ist.

Nach allen diesen Arbeiten kommt der Fußboden an die Reihe; er muß mit der größten Gründlichkeit gesäubert werden. Ein bloßes Ausfegen genügt nicht; es muß auch noch die Schaufel angewendet werden. Nachher tüncht man die Decke und die Seitenwände. Mit dem Kalk darf man nicht kargen, und es ist nur nützlich, wenn der Fußboden davon recht viel erhält. Zuletzt sind noch alle Spalten und Ritze in den Wänden wie unter den Dächern abzudichten, um Zugluft im Stalle zu vermeiden.

Die Badegelegenheiten und der Fußboden sind gehörig mit Torfmull auszustatten und nach allen diesen Arbeiten haben die Tiere für den Winter ein trautes Heim, für das sie dem Züchter bestimmt dankbar sein werden. a.

Pollenreiche Waben

Besonders im Herbst sammeln weisellose Völker sehr viel Blütenstaub. Pollenreiche Waben bilden ein kostbares Gut für den Imker. Er kann sie unter solche Völker verteilen, die nur wenig Blütenstaub eingetragen haben bei der Kassierung des weisellosen Volkes. Durch diese Maßnahme **fördert** man das Brutgeschäft im nächsten Frühjahr. Dann werden die Bienen von gefährlichen Ausflügen bei dem recht wendischen Wetter des Frühjahrs zurückgehalten. a.

Ankauf von Bienen

In unseren industrialisierten Gegenden gibt es unter den Arbeitslosen viele, die imkern wollen. Die Bienenzucht soll ihnen den Lebensunterhalt gewähren, und da alle diese Leute arm sind, will man recht billig zu Bienen kommen. Im Spätherbst gibt es hier und dort Bienen zu kaufen. Vor diesem Bienenkauf ist aber jedem Anfänger abzuraten. Derselbe kann bei seinen schwachen Kenntnissen über die Biene und ihre Zucht nicht gleich mit dem schwierigsten Teil der Ueberwinterung beginnen. Es ist schon besser, Bienen im nächsten Frühjahr anzuschaffen, die aber von einem Stande stammen müssen, der über vier Kilometer von dem neu eingerichteten entfernt liegt. Sonst fliegen die Bienen zu ihrer alten Flugstelle zurück und gehen so dem Anfänger restlos verloren. a.

Hühner-Grünfutter für den Winter

Der Herbst ist die Zeit, um diese Futtermittel zu sammeln. Etwas wird schon da sein, nämlich trockene Brennessel, die im Sommer gesammelt wurden. Hinzukommen muß noch Kleeheu, das evtl. gekauft werden muß. Stoppelklee, der sich für diese Zwecke am besten eignet, wollte in diesem Jahre gar nicht wachsen. Kleine Züchter, dazu noch in der Stadt oder in Industrieorten, werden gutes Kleeheu am besten gehäckselt kaufen. Brennesseln können noch jetzt gesammelt werden, wenn man einen geräumigen Boden hat, auf dem sie getrocknet werden können. Alle diese Futtermittel werden im Winter dem Weichfutter zugesetzt, das den Hühnern die Fleischstoffe ersetzen kann.

Die Hühner brauchen in den Wintermonaten auch noch Grünfutter, welches Saft enthält. Dazu gehören Blätter-, Rosenkohl — nur das Blatt, Weißkraut, Kuhkohl, Runkel- und Mohrrüben. Letztere müssen fein zerkleinert werden, am besten auf dem Reibeisen. a.

Kartoffelfütterung für Milchvieh

Auch in den bäuerlichen Wirtschaften zählt die Kartoffel zu den beliebten Futtermitteln für das Rind. Die Kartoffeln werden gedämpft, gestampft und mit Wasser vermengt. Mit diesem Brei wird das Rauhfutter übergossen. Für gewöhnlich werden sie aber roh verfüttert, was auch gar nicht falsch ist, wenn die Kartoffeln sehr niedrig im Preise stehen. Sie steigern bei ihrem hohen Wassergehalt die Milchmenge. Doch ist die Milch nach rohen Kartoffeln fettarm und bekommt sogar bei einer Uebertreibung dieses Futters einen bläulichen Schein. Bei einer übermäßigen Fütterung mit Rohkartoffeln bekommen die Kühe Magen- und Darmreizungen, die dann zu einem starken Durchfall führen. Bei dieser Kartoffelfütterung ist daher eine gewisse Vorsicht am Platze; **es sollen nicht mehr als 10—15 Kilogramm je Kuh und Tag gefüttert werden.** Bei hochtragenden Kühen muß man schon wegen der starken Körperbelastung vorsichtig sein. Bei frischmelkenden Kühen muß neben den Kartoffeln noch ein besonderes Kraftfutter verabfolgt werden. Dieses verhütet einerseits das zu tiefe Absinken des Fettgehalts, andererseits hält es die Magen- und Darmwände geschmeidig, wodurch die Reizwirkungen der Kartoffeln abgeschwächt werden. Auch läßt sich die Milch nach diesem Zusatzfutter besser verbuttern. Zudem bekommt die Butter eine bessere Farbe und hält auch mehr zusammen.

Gekeimte Kartoffeln dürfen überhaupt nicht verfüttert werden, bevor die Keime nicht entfernt werden, weil diese Gift, das Solanin, enthalten. Im Frühjahr zeichnen sich die Keime und auch die Schale durch einen hohen Giftgehalt aus. In diesem Stadium werden die Kartoffeln am vorteilhaftesten gestampft, mit Häcksel oder Spreu und mit Kraftfutter vermengt verfüttert. Dadurch wird das Gift abgeschwächt. a.

Die Schleie als Nutzfisch

Die Schleienzucht wird wenig oder gar nicht für sich allein, sondern mehr in Verbindung mit der Karpfenzucht betrieben. Dann wird die Vermehrung der Schleie so dem glücklichen Zufall überlassen. In manchen Gewässern aber ist Haltung und Zucht der Schleie der des Karpfens vorzuziehen. Besonders sehr schlammige Teiche, die dazu noch schlechte Ablaßmöglichkeiten haben, sollten hauptsächlich für Schleienzucht verwendet werden. In Teichen, welche keinen oder nur einen schlechten Wasserdurchfluß haben, überwintern die Karpfen nicht am besten, weil darin zu leicht Luftmangel eintreten kann. Die Schleie ist zählebiger und übersteht einen strengen Winter leichter als der Karpfen. Die Schleie läßt sich leicht fangen, jedenfalls bedeutend leichter als der Karpfen. In Teichen, die sich nicht ablassen lassen, oder wegen Unebenheit des Bodens das Zugnetz nicht benutzt werden kann, können zum Schleienfang Reusen verwendet werden, die dann in Reisig zu verstecken sind.

Die Schleien nutzen vor allem den Teichboden viel besser aus wie die Karpfen. Schleienzucht neben der des Karpfens oder auch allein wird sich immer nutzbringender gestalten, schon deshalb, weil die Schleie zu den gern gegessenen Fischen gehört, die dann auch gern gekauft wird. a.

Pilzwucherungen auf Fischen

Diese Wucherungen kommen bei den Fischen gar nicht so selten vor, aber sie treten nur bei verletzten und kranken Fischen auf. Folgender Vorfall ist dafür sehr lehrreich. Im Spätherbst wurden aus den Teichen abgefischte Tiere in einem Betonbehälter untergebracht. Dieser bekam Wasser mit Abflüssen aus der in derselben Gemarkung gelegenen Holzimprägnieranstalt. In dem Wasser war Karbol enthalten, das auf die Fische eine alkoholartige Wirkung ausübte. Die Fische tobten wie berauscht in dem Behälter, stießen, weil sie ihrer Sinne nicht mächtig waren, an die Zementwände und verletzten sich dabei besonders an den Kiemendeckeln. Auch Schuppenabschürfungen haben sie dabei erlitten. Diese Fische bekamen nun einen Pilzbefall, der sie bis zur Unkenntlichkeit verunstaltete. Der Erreger dieser Erkrankung ist immer ein Schmarotzer, der aber in den meisten Gewässern vorhanden ist. Bei Befall vermehrt sich der Pilz schnell und er bildet einen dichten Rasen auf der Haut. Besonders gern setzt er sich zwischen die Kiemendeckel fest.

Ein nur verletzter, aber sonst kräftiger Fisch, wird manchmal diese Wucherung wieder los. Neues Wachstum aus der Umgebung der Wunde kämpft dagegen an. Ein geschwächter oder bereits kranker Fisch überwindet jedoch diesen Befall nicht. Die Pilze ziehen dann Nahrung aus dem Fischkörper, wodurch dieser noch mehr abgeschwächt wird. Haut und Schuppen leiden, so daß der Fisch schließlich ein widerliches Aussehen bekommt. Solche Fische lassen sich dann nicht verkaufen. Um nun die befallenen Fische möglichst bei Kräften zu erhalten, müssen sie reichlich mit gut bekömmlichem Futter ernährt werden. Auch empfiehlt es sich, von Zeit zu Zeit Fische abzufangen, um festzustellen, ob die Krankheit in Abnahme begriffen ist. Wo dies in einem Teiche nicht der Fall ist, sollte er abgefischt und unter Umständen auf mehrere Jahre trockengelegt werden. a.

Thomasmehl in die Gärten

Jetzt im Herbst werden die Gärten fleißig umgegraben. Dieses Umgraben allein hilft dem Garten nicht; denn die abgeernteten Gartenfrüchte haben den Boden erschöpft. Er mußte alles hergeben, was er an Nährstoffen enthielt. Diese müssen wieder ersetzt werden, sollen die Pflanzen im kommenden Frühjahr wiederum ausreichende Nahrung finden. Vor allem brauchen sie Phosphorsäure, die im Thomasmehl in der besten Zusammensetzung enthalten ist. Die beste Zeit zum Ausstreuen von Thomasmehl ist der Herbst, denn seine Phosphorsäure ist schwer löslich und braucht dazu eine geraume Zeit. Die Ruhe des Winters ist dafür gut geeignet.

Thomasmehl enthält auch einen Teil guten Kalk, der bei der Entsäuerung des Gartenbodens gute Dienste tut und ihn gesund erhält. a.

Notierungen

der Kattowitzer Getreidebörse v. 11. 10. 1933. Nachstehende Preise verstehen sich für 100 kg. Inlandsmarkt.

1.	Roggen	15.50—16.50 zł
2.	Weizen einheitlich	23.00—24.00 ,,
3.	Sammelweizen	22.00—23.00 ,,
4.	Hafer einheitlich	15.30—15.50 ,,
5.	Hafer gesammelt	15.00—15.15 ,,
6.	Graupengerste	16.50—17.50 ,,
7.	Braugerste	19.00—20.00 ,,
8.	Kartoffeln Speisekart.	3.90— 4.40 ,,
9.	Weizenkleie Schale	9.25— 9.75 ,,
10.	Roggenkleie	8.00— 8.50 ,,

Viehpreise

Gezahlt wurden am 9. 10. 1933 auf dem Zentralviehmarkt in Myslowitz für 1 kg Lebendgewicht einschließlich der Handelsunkosten.

A. Bullen:

1.	Vollfleischige vom höchsten Schlachtwert	60—68 gr
2.	Jüngere, vollfleischige	56—59 ,,
3.	Mäßig gemästete jüngere und gut gemästete ältere	50—55 ,,

B. Kühe und Kalbinnen:

1.	Gemästete, vollfleischige vom höchsten Schlachtwert	70—80 ,,
2.	Gemästete, vollfleischige Kühe	70—80 ,,
3.	Ältere gemästete Kühe und weni er gemästete Kalbinnen	49—69 ,,
4.	Mäßig ernährte Kühe und Kalbinnen	55—63 ,,
5.	Schlecht ernährte	48—54 ,,

C. Kälber:

1.	Die besten gemästeten	86—95 ,,
2.	Mittelmäßig gemästete	74—85 ,,
3.	Wenig gemästete	62—73 ,,

D. Schweine:

1.	Mastschweine über 150 kg	136—150 ,,
2.	Vollfleischige v. 120—150 kg	121—135 ,,
3.	Vollfleischige v. 100—120 kg	106—120 ,,
4.	Vollfleischige v. 80—100 kg	90—105 ,,

Auftrieb stark, Markt ruhig, Tendenz erhaltend.

Der Wettlauf mit der Dämmerung.

Von Erwin Usedom.

Immer schwärzer wurde der Wald. Wir liefen um die Wette mit der Dämmerung, um vor Einbruch der Nacht noch das Dorf zu erreichen, das jenseits der Wälder lag.

Je dunkler es wurde und je einsamer der Wald widerhallte von unseren Schritten, um so mehr verkroch sich Gerda Stähelin hinter die Unnahbarkeit ihrer fünfundzwanzig Jahre.

„Heinz wird warten!" — Heinz war der Sohn des Gastwirts in dem Dorf, zu dem wir unterwegs waren. Sowie er wieder eine Stellung fand, wollte er Gerda heiraten.

Oft schon war ich in tiefster Seele eifersüchtig gewesen auf Heinz. Nie aber gestand ich es mir ein. Aber jetzt in der Nacht — bedrängt von der Einsamkeit der Wälder, wo die Blondheit des Mädchens das einzig leuchtende war ringsum — hätte ich das Bild des Mannes doppelt gern ausgelöscht aus ihrem Bewußtsein. Manchmal sagten wir irgendeinen harmlosen Satz vor uns hin, um zu zeigen, daß wir an alltägliche Dinge dachten. Die Worte aber zerbarsten im Dickicht. Und der andere gab keine Antwort.

Dann fiel uns ein seltsames Grauen aus der Tiefe des Waldes an: ein Nachtvogel schrie vor uns.

„Es ist nichts!" beschwichtigte ich. „Ein Uhu!"

Immer näher kamen wir dem rufenden Tier. Schließlich saß der Vogel dicht über uns in der Krone eines Baumes.

„Warum ist Heinz nicht da", sagte sie nach einer Weile. „Immer, wenn das große Tor offen ist, bin ich allein. Heinz ist immer weit fort. Warum tut er das?"

„Du weißt doch", beruhigte ich sie, „daß du bei ihm auf dem Land nicht leben kannst, weil du dann deinen Posten als Sekretärin verlierst, und daß er nicht in die Stadt kommen kann, weil er dort keine Stelle kriegt!"

„Ja, ja", erwiderte sie müde.

Es war soviel Traurigkeit in ihrer Stimme, daß ich schwieg.

Dann öffnete sich der Wald.

Gerda Stähelin sah ein helles Gestirn an, das über uns stand. „Kennst du das", sagte sie, „wenn man von der Bahn eines Sterns bedrängt wird."

Ich schwieg betroffen. Denn ihre Stimme klang ängstlich. „Sieh", fuhr sie fort, „jede Nacht sehe ich durch das Fenster meiner kleinen Stube in der Stadt diesen Stern. Der Stern ist die Uhr meiner Einsamkeit. Nie ist Heinz da, wenn es geschieht. Nie kann ich mit ihm davon sprechen. Denn man kann doch nur darüber reden, wenn es geschieht, wenn der ander in demselben Bann ist. Was aber ist mit uns?

„Und wenn ich dir sage: ich habe dich lieb, wir wollen immer zusammen sein", stieß ich hervor. Ich suchte sie an mich zu ziehen.

Im Osten über dem Dorf ging ein strahlender Stern auf. Er zitterte im Atem, den das nächtliche Dorf gegen den Himmel warf.

„Nun ist die Heimsuchung wieder vorüber", sagte Gerda.

„Weißt du", sagte sie, „das Schreien des gespenstischen Tieres in der Nacht und das Lied, das ich manchmal singe, und die Traurigkeit, die aus der Einsamkeit der Nächte kommt, all das beweist, daß Gott uns zuweilen ansieht. Solange aber das noch ist, sind wir nicht verloren. Sieh mal, warum ist dieser Stern über dem Dorf jetzt so nah und brüderlich? Und der andere, der in der Stadt mich heimsucht, ist so kalt und trostlos?"

„Das macht, weil Heinz in diesem Dorf auf dich wartet!" erwiderte ich.

Am Anfang des Dorfes kam uns Heinz entgegen. „Denk dir", rief er schon von weiten, „ich habe eine Stellung bekommen. Alles wird gut!"



Sogar im Petroleum lebt ein Insekt

Daß das Petroleum einem Wesen noch Existenzmöglichkeiten bieten könnte, erscheint als ein glatter Unsinn, denn im allgemeinen ist das Petroleum nicht ein Förderer, sondern ein Vernichter des Lebens. Und doch pflegt sich die Petroleumsfliege im Larvenstadium in dieser Flüssigkeit aufzuhalten und sie scheint sich darum auch recht wohl zu fühlen. Ja, man erlebt das Merkwürdige: von dieser Flüssigkeit, die sonst den Lebewesen nur Tod und Verderben bringt, hängt geradezu das Gedeihen der Petroleumsfliege ab. Zwingt man die Petroleumsfliege, außerhalb des Petroleums zu leben, dann geht sie in etwa 12 bis 15 Stunden zugrunde und zwar in der Hauptsache wohl deshalb, weil ihrem Körpergewebe der Schutz des Petroleums fehlt, so daß das Gewebe nach und nach austrocknet. Wovon aber lebt die Larve? Sie deckt, wenn sie sich im Petroleum aufhält, ihren Nahrungsbedarf aus organischen Stoffen, desgleichen macht sie sich über Insekten her, die das Unglück haben, ins Petroleum zu fallen. Zur Atmung bedient sich die Petroleumfliege geschützter Luftlöcher und zwar hebt sie sich jedesmal, wenn sie atmen will, etwas über die Oberfläche des Petroleums. Hat sich die Larve bis zu etwa sieben Millimeter Länge entwickelt, dann steigt sie zum Zwecke der Verpuppung aus dem Petroleum heraus.

Der Hund mit der Gasmaske

Aus einer Reihe von Umständen glaubte man früher, schließen zu können, daß bei verschiedenen Tierarten nur eine geringere Empfindlichkeit gegen Reizstoffe, Gase usw. bestehe. So z. B. nahm man an, daß vor allem beim Pferd die Empfindlichkeit wesentlich geringer als beim Menschen sei, einmal wegen des höheren Körperbaues beim Pferd, dann aber auch, weil das Pferd über ausgedehntere Atemwege verfüge.

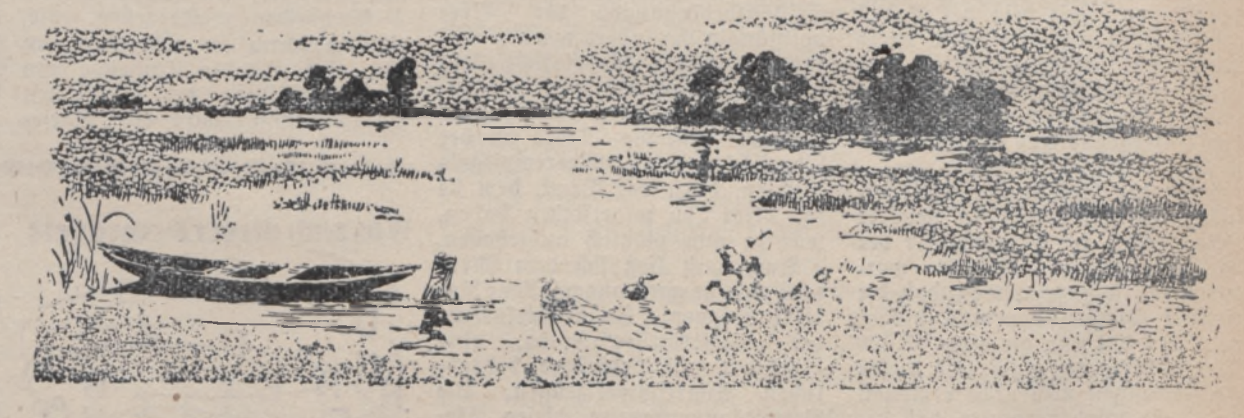
Mit der Zeit hat man jedoch erkennen müssen, daß im Vergleich zum Menschen sonderliche Unterschiede gar nicht bestehen. Ihrer Empfindlichkeit nach stehen die Hühner, Katzen und Hunde an erster Stelle, dann folgen die Schafe, die Pferde, die Kaninchen und schließlich die Tauben. Es hat sich auch feststellen lassen, daß die ausgedehnte Körperfläche des Pferdes, namentlich was die Senfgasgefahr betrifft, als besonders verhängnisvolles Moment zu werten ist. Das wird auch besonders deutlich durch die Erfahrungen der Amerikaner bewiesen, die beinahe ein Drittel ihres Verlustes an Pferden dem gefährlichen Einfluß der giftigen Gase und chemischen Kampfstoffe zuschreiben. Man ist sich heute vielmehr im Zweifel darüber, daß gerade die sehr geräumige Hautfläche das Pferd in allererster Linie dieser Gefahr ausliefert. Beim Pferd besteht allerdings eine verminderte Augenempfindlichkeit gegen die Augenreizstoffe, das Senfgas jedoch und reines Chlor setzen dem Pferd genau so stark zu wie dem Menschen.

Zum Schutze der Tiere gegen die Gefahren in einem chemischen Kriege sind verschiedene Systeme von Schutzmasken geschaffen worden, Systeme, die aber noch weiter entwickelt werden müssen, da die bisherigen Arten noch mit mancherlei Mängeln behaftet sind. Neuerdings versucht man, die seitherigen Feuchtfilter, die ihre erheblichen Nachteile haben, ja den Tieren sogar leicht gefährlich werden können, durch trockene Filtereinsätze mit Ein- und Ausatmenventilen zu ersetzen.

Freilich werden auch die bestentwickelten Masken von Behinderungen nicht frei sein. Auch die technisch noch so gut durchgebildete Tiermaske wird für den Hund, z. B. eine Beeinträchtigung des Geruchssinnes mit sich bringen, man glaubt aber, daß sich durch allmähliche Steigerung des Gesichtssinnes im Training mit der Zeit wenigstens einigermaßen ein Ausgleich erreichen lassen wird. Ueberhaupt wird es notwendig sein, dem Hunde mehr und mehr eine „Maskendisziplin" anzuerziehen. Allerdings wird es hierzu einer reichlichen und vor allem auch einer sehr geduldigen Trainingsarbeit bedürfen.

Um die Pferde zu befähigen, auch kampfstoffverseuchte Gebiete zu durchlaufen, sind von den Amerikanern für die Pferde besondere Schutzstiefel erfunden worden. Die Stiefel liegen bis zum Sprunggelenk fest an. Die „Sohle" dieser Stiefel besteht aus einer Eisenplatte, die mit einer Kautschukschicht belegt ist.

Die Brieftauben sind nur so lange von Gefahren umdroht, als sie sich noch nicht über die Giftgaszone erhoben haben. Für den ungefährdeten Transport der Brieftauben hat man besondere Tornister geschaffen. Jeder Tornister gibt vier Brieftauben Platz. Die einzelnen Fächer sind mit Atemeinsatz versehen. Sch.



FÜR DIE JUGEND

Aus tiefsten Meerestiefen

Mit der Erfindung des Behmschen Echolotes ist die Meeresforschung in ein ganz neues Stadium eingetreten. Zur Ergründung der Meerestiefen mußte man sich früher der recht primitiven Drahtspulen bedienen, ein Verfahren, das den Nachteil hatte, nicht nur sehr zeitraubend, sondern auch sehr unzuverlässig zu sein. Nur zu häufig kam es vor, daß die Strömung das Lot mitfortzog, so daß zu der mühseligen Arbeit noch eine große Täuschung hinzukam.

Das Behmsche Echolot hat die Feststellung der Meerestiefen in verblüffender Weise vereinfacht. Es ist nichts mehr weiter nötig, als eine Patrone abzuschießen. Der dadurch hervorgerufene Schall pflanzt sich blitzartig bis zum Grund des Meeres fort und kehrt von dort aus wieder zurück. Aus der Geschwindigkeit, mit welcher der Schall diesen Weg zurücklegt, läßt sich dann mit großer Genauigkeit die Tiefe des Meeresbodens errechnen. Ja, der Schall verrät sogar noch mehr. Aus der Art des Tones, mit dem der Schall wieder oben ankommt, sind sogar Rückschlüsse möglich, ob an der betreffenden Stelle der Schall auf felsigen Meeresboden traf oder ob der Untergrund aus Schlamm besteht.

Trotz der umfangreichen Untersuchungen, die gerade in neuerer Zeit wieder auf dem Gebiete der Meeresforschung angestellt worden sind, ist anzunehmen, daß die tiefsten Stellen, die man bisher gefunden hat und die etwa 13 500 Meter betragen, auch mit diesen Feststellungen noch nicht ermittelt sind. Es wird vermutet, daß der Stille Ozean, in dem man bisher die eigentlichen Tiefenrekorde ermittelt hat, noch größere Geheimnisse verwahrt. Vielleicht bringt gerade dort die Tiefenforschung noch manche unvorhergesehene Ueberraschung.

Bei diesen Arbeiten handelt es sich aber noch um weit mehr als die Tiefenforschung, denn man weiß, daß die Tiere und Gewächse, die das tiefe Meer birgt, noch längst nicht alle bekannt sind. Die Beute, die man gerade in jüngster Zeit gemacht hat, ist ein beredtes Zeugnis dafür.

Man hat da wieder eine Reihe der absonderlichsten Lebewesen zu Tage gefördert, denen sicherlich noch viele andere folgen werden, denn heute kommt man mit den Netzen erst zu einer noch recht bescheidenen Grenze. Es sind neuerdings aus den tieferen Tiefen Fische herausgeholt worden, denen nicht nur die Schuppen, sondern auch die Augen fehlten. Diese Fische hatten eine schneeweiße Farbe. Es befanden sich Exemplare darunter von einem Meter Länge.



Der schwimmende Wolf: Der Seewolf
Ein Raubfisch der größten Meerestiefen

Nicht genug damit, daß das merkwürdige Aeußere der Fische einen gelinden Schreck einflößte, kaum hatte man die Tiere an der Oberfläche, als sie plötzlich — explodierten! Man war zunächst verblüfft, doch die Aufklärung der sonderbaren Erscheinung war im Grunde ziemlich einfach: da durch das Herausholen der Fische die Existenzbedingungen der Tiere vollständig verändert worden waren, — in der Meerestiefe liegt auf den Fischen ein ganz beträchtlicher Druck —, konnte es nicht ausbleiben, daß die Tiere an der Oberfläche des Meeresspiegels platzten, denn der Druck, dem sie im Meer zu widerstehen haben, war ja nun plötzlich aufgehoben.

Auch sonst ließ sich dem Meer noch manche ganz ausgefallene Rarität abjagen. So beispielsweise der „Rasiermesser"-Krebs, eine Krebsart mit besonders bedrohlichen Angriffswerkzeugen. Die Verteidigungszangen dieses Tieres sind buchstäblich scharf wie ein frisch abgezogenes Rasiermesser. Wie mag dieser Wüterich der Untiefe den anderen Meeresbewohnern zusetzen! Bei so grauenhaften Angriffswerkzeugen kann es der „Rasiermesser"-Krebs kaum schwer haben, die anderen Fische, erst recht diejenigen ohne Schuppenpanzer, in der übelsten Weise zuzurichten.

Horst Thielau.

Ein ganz absonderlicher Trick

Um sich vor dem Vorwurf des Meineides zu schützen, verfielen die aus Mittelgriechenland nach Italien ausgewanderten Lokrer auf einen überaus hinterlistigen Trick. Als sie nämlich den Boden Italiens betraten, verlangte man ihnen den Eid ab, daß sie alles daran setzen, für immerdar Friede und Freundschaft zu halten. Die Lokrer baten sich einige Stunden Bedenkzeit aus. In der Zwischenzeit taten sie in ihre Schuhe eine Schicht aus Griechenland mitgebrachter Erde, außerdem legten sie auf ihre Schultern, unter der Kleidung versteckt, mehrer Zwiebelköpfe. Dann leisteten sie den Eid mit den Worten, daß sie stets Frieden und Freundschaft halten werden, solange sie auf „dieser" Erde stehen und solange die Köpfe auf ihren Schultern sitzen. Später schütteten sie die griechische Erde aus ihren Schuhen und entfernten die Zwiebelköpfe wieder um dadurch, wie sie glaubten, von den feierlichen Verpflichtungen ihres Eides loszukommen.

Zahlen, die Buchstaben bedeuten

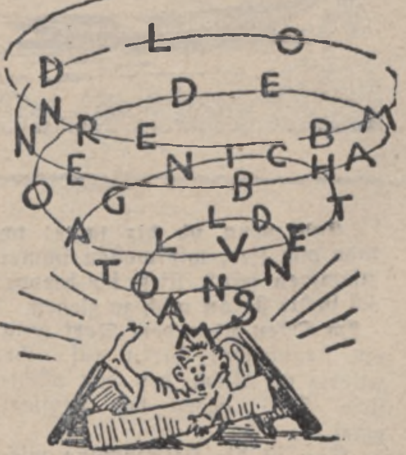
Gleich nachdem die ersten Versuche mit Bildtelegraphie die praktische Verwendungsmöglichkeit dieser neuen Methode der Nachrichtenübertragung gezeigt hatten, war man sich bewußt, daß die Versuchsergebnisse hauptsächlich jene Länder und Völker interessieren mußten, die sich statt der Buchstabenschrift der Silben- und Bilderschrift bedienen.

Von vornherein galten also die Länder des fernen und nahen Ostens, China, Japan, Indien, Siam, Persien, Arabien, als die eigentlichen Domänen der Bildtelegraphie. Seitdem in diesen Staaten der Telegraph mit und ohne Draht sich immer mehr ausbreitet, ist dort das Bedürfnis nach der bildtelegraphischen Nachrichtenvermittlung in der Tat groß. Die alten Telegraphiermethoden, die in den westlichen Ländern üblich waren und es zum großen Teile noch sind, übereignen sich nicht ohne weiteres für die östlichen Sprachen, denn die deutsche oder englische Sprache läßt sich durch ein Alphabet von 25 Buchstaben wiedergeben, die russische durch ein Alphabet von 36, aber für die Tausende von Charakterbildern der chinesischen Sprache kann man ein Morsealphabet, das aus einer Verbindung von Punkten und Strichen besteht, nicht konstruieren.

Man bedient sich deshalb in China und Indien eines Umweges. Es wurden Wörterbücher angefertigt, in welchen für jedes Wort oder für jede Silbe der chinesischen und indischen Sprache eine Zahlengruppe fixiert ist. Diese Zahlengruppe wird mit den gewöhnlichen Morsezeichen telegraphiert, an der Empfangsstelle wird sie mit Hilfe des Wörterbuches wieder zurückübersetzt. Es ist begreiflich, daß auch bei dieser Methode, bei der das Telegramm nicht weniger als diesmal durch Menschenhirn und Menschenhand transformiert wird, viele Fehler mitunterlaufen können.

Alle diese Umständlichkeiten und Fehlerquellen fallen natürlich bei der Bildtelegraphie fort. Bei diesem Verfahren wird das Original des Telegramms in den Sendeapparat gegeben und aus dem Empfangsapparat kommt eine photographischen Kopie des Originals. Da das menschliche Element beim eigentlichen Uebertragungsvorgang ausgeschaltet ist, gibt es keine der genannten Irrtumsmöglichkeiten.

Was sagt dieser Pechvogel?



Wußtest Du das?

In der menschlichen Haut liegen 80 000 Meter Nervenfasern.

*

Ein neues Erfrischungsgetränk, das überall großen Anklang findet, ist in jüngster Zeit in Italien eingeführt worden. Seine Bestandteile sind: Most, Zitronensaft, Traubensaft, Orangesaft und Wein. Sein Gehalt an Alkohol ist ganz minimal.

*

In einer Höhe von 1500 Metern vermag ein Pilot 225 Kilometer weit zu schauen, vorausgesetzt natürlich, daß klares Wetter herrscht.

Die Stimme des Gewissens

Ein Roman von Liebe, Glück und Leid.

Von **Erich Friesen.**

Bisheriger Inhalt

Henrik und Ingrid Scott haben geheiratet und verleben die ersten Stunden ihres jungen Ehеglücks in Henriks Junggesellenwohnung. Ingrid war Gesellschafterin bei einer reichen Dame, Fräulein Engstraat. Diese wollte von einer Heirat Ingrids mit Scott nichts wissen. Infolgedessen verließ Ingrid ihre Wohltäterin, die sie zu ihrer Universalerbin einsetzen wollte. Fräulein Engstraat starb bald darauf, ein Testament wurde jedoch nicht gefunden. Das bedeutende Vermögen fiel demzufolge an ein paar entfernte Verwandte. Henrik will nun nach einem bestimmten Plan zu dem seiner jungen Frau entgangenen Reichtümern gelangen, ohne daß diese davon etwas weiß. Zunächst teilt er Ingrid mit, daß er sich von ihr noch einige Zeit trennen und sie im Hotel wohnen müsse. Das geschieht auch. Henrik begibt sich hierauf zu Baron Gunnar von Cederström, bei dem er als Privatsekretär tätig ist. Sein Chef teilt ihm mit, daß er von einer Dame einen merkwürdigen Brief erhalten habe. In dem Brief wird der Baron von einer Frau Arnholm eingeladen, sie zu besuchen. Sie ist die Witwe des Freundes seines verstorbenen Vaters und hat eine Tochter Gerda. Die beiden Damen lebten in bescheidenen Verhältnissen, sind aber plötzlich durch eine Erbschaft, eben diejenige des Fräulein Engstraat, sehr reich geworden. Der Baron selbst kennt Frau Arnholm und deren Tochter nicht. Scott überredet den Baron, die Herrschaften Arnholm auf ihrer Besitzung „Waldburg" zu besuchen, und zwar in vertauschten Rollen, Scott als Baron und der wirkliche Baron als sein Privatsekretär. Währenddem sitzt die arme junge Frau Ingrid traurig im Hotel. Sie hatte sich ihren Hochzeitstag ganz anders vorgestellt und ahnt auch nicht, daß Scott sie nur geheiratet hat, um so die verloren gegangene Erbschaft wiederzuerlangen. Er hat vor der Hochzeit in Klampenborg, wo die „Waldburg" liegt, bereits Informationen eingezogen. Henrik weiht Ingrid bei einer Zusammenkunft im Hotel in seinen Plan ein und veranlaßt sie gleichzeitig, bei den ihr unbekannten Damen Arnholm unter ihrem Mädchennamen eine Stellung als Gesellschafterin nachzusuchen. Tatsächlich begibt sich Ingrid nach der „Waldburg", eine Stunde von Kopenhagen entfernt, und findet dort freundlichste Aufnahme.

(3. Fortsetzung.)

Tränen steigen Ingrid in die Augen, als sie über die Schwelle tritt. Es ist ihr ehemaliger kleiner Salon. Ganz in Blau und Weiß gehalten. Mit Bildern ihrer Lieblingsmaler und einem Pianino aus Ebenholz, an dem ihr Herz besonders hing.

Und leise seufzte sie in der Erinnerung auf.

Voll herzlicher Teilnahme ruhen Madame Arnholms gütige Augen auf dem erregten Mädchen. Sie glaubt ihre Empfindungen zu verstehen. Und überlegt gerade, wie sie es anfangen soll, ohne Ingrids Zartgefühl zu verletzen, das Gespräch auf die Vergangenheit zu bringen und sie zu fragen, ob sie ihr irgendwie mit Rat und Tat beistehen könne.

Noch ehe sie das passende Wort findet, ist Ingrid aufschluchzend in einen der kleinen blauseidenen Fauteuils gesunken und bedeckt das Gesicht mit den Händen.

„Oh, Madame Arnholm — liebe Madame Arnholm," kommt es stockend über ihre zuckenden Lippen, „Sie wissen ja nicht, wie mir zumute ist. Ich besitze nichts, absolut nichts. Ich bin arm, bettelarm. Fräulein Engstraat hat mich verwöhnt, hatte mich in dem Glauben gelassen, ich würde mein Leben lang nicht zu darben haben, würde hier in der Waldburg wohnen, bis ich sterbe, und nun, nun — nein, ich beneide Sie nicht, Madame Arnholm, wirklich nicht, mich quält etwas ganz anderes, etwas, was ich Ihnen nicht sagen darf. Aber ich kann ja ohne die geringsten Mittel nicht existieren, und da dachte ich —" sie hebt zum ersten Male die bis dahin gesenkten Lider und richtet ihre schönen, veilchenblauen Augen bittend auf Madame Arnholm — „da dachte ich, Sie würden mich vielleicht hier behalten, nur eine Zeitlang, vielleicht als Gesellschafterin Ihrer Tochter, bis sich irgendeine Position für mich gefunden hat. Ich würde mein Bestes tun, könnte mich auch irgendwie nützlich machen —"

Stockend, stoßweise, fast widerwillig kommen die Worte von ihren Lippen. Das Herz der kleinen Gerda, die den beiden unbemerkt gefolgt war, ist sofort von innigstem Mitgefühl erfüllt.

„Aber natürlich, natürlich! Ich freue mich doch so sehr, gleich eine Altersgenossin und Freundin in Klampenborg zu haben!" ruft sie voller Begeisterung. „Sage Ihr, sie soll hier bleiben! Solange es Ihr gefällt! Am liebsten für immer. Sage es Ihr, Mütterchen!"

Und im Ueberschwang der Gefühle schlingt sie aufs neue die Arme um Ingrid und küßt sie auf die Wange.

Madame Arnholm antwortet nicht gleich. Die Sache kommt ihr etwas überraschend. Und sie beabsichtigt, erst einmal zu prüfen.

„Laß uns für kurze Zeit allein, Kind!" wendet sie sich zu ihrer Tochter in gütigem, aber bestimmtem Ton. „Ich werde alles aufs beste ordnen und dabei deine Wünsche berücksichtigen."

Nur zögernd verläßt Gerda das Zimmer. Immer wieder wendet sie den Kopf zurück. Und als sie endlich draußen ist und betrübt auf der Terrasse steht und Nero schwanzwedelnd auf sie zukommt, da vergißt sie zum ersten Male, über sein glänzendes Fell zu streicheln. Ihre Gedanken sind noch ganz bei dem schönen blonden Geschöpf, das wie „das Mädchen aus der Fremde" so plötzlich bei ihnen auftauchte.

Wie schön sie ist! Und wie traurig sie aussieht! Dieser melancholische Blick der großen, blauen Augen! Und dies Haar! Wie Gold! Und die Stimme! Wie Orgelton! Und nichts besitzt sie mehr, rein gar nichts! Kein Heim, kein Geld, nichts! Ich kann ihr das nachfühlen. Ich weiß, wie Armut tut. Wenn nur Mütterchen gut zu ihr ist — ein ängstlicher Blick aus den schwarzen Augen streift die Terrassentür, hinter der verhaltene Stimmen tönen, ohne daß das lauschende Mädchen ein Wort verstehen kann.

Und weiter überlegt Gerda — —

„Welches Zimmer wollen wir ihr geben? Vielleicht das gelbe? Es ist das feinste. Oder nein, lieber das rosa mit den creme Spitzenvorhängen und den rosa Seidenschleifen. Das neben meinem Schlafzimmer. Es wird sie aufheitern. Und wir können abends, wenn wir nicht gleich einschlafen, die Verbindungstür öffnen und ein bißchen zusammen plaudern. Wird das nett sein! Was für ein Glückskind bin ich doch! Ich habe alles, was ich mir nur wünschen kann. Mein liebes, goldenes Mütterchen, die schöne Waldburg, dich, Nero —" sie tätschelt den Hund, der sie wegen der ungewohnten Vernachlässigung vorwurfsvoll anblickt, auf dem Kopf her-

um — „und nun auch noch eine Freundin. Was brauche ich sonst noch zu meinem Glück?"

So, mit sich selbst plaudernd, eilt das herzige Mädel hinunter in den Garten und schneidet die schönsten Maréchal-Niel-Rosen zu einem Strauß für die neue Freundin ab. Dabei die Terrassentür immer im Auge behaltend.

Es dauert auch nicht lange, da öffnet sich besagte Tür. Und Madame Arnholm erscheint auf der Terrasse. Wie der Wind eilt Gerda hinauf.

„Nun, Mütterchen, darf sie bleiben?"

Die Mutter nickt und teilt der Tochter in kurzen Worten den Inhalt der Unterredung mit. Sie habe Fräulein Ekdal gestattet, vorläufig hier zu bleiben. Als Gast. In einigen Monaten, vielleicht schon Wochen, gedenke sie ohnehin zu heiraten. Den Mann, um dessentwillen sie sich mit Tante Engstraat entzweit hatte, so daß sie bei Nacht und Nebel auf und davon ging.

„Und nun, mein Kind —" schließt sie ihren Bericht und deutet auf die Terrassentür — „gehe und heiße deine neue Freundin willkommen!"

Mit einem Freudenjauchzer stürzt Gerda auf Ingrid, die soeben auf der Schwelle auftaucht, zu, und umarmt sie stürmisch.

Ihr Herz fließt über vor Zärtlichkeit und Bewunderung.

Wie gut muß sie sein! Und wie tief muß sie den Mann lieben, daß sie alles um seinetwillen aufgab! Die richtige Heldin! Wie in den Romanen oder auf der Bühne! Sie selbst, die kleine Gerda, bekäme so etwas gar nicht fertig. Verlieben? Bah! Wozu?"

So denkt das harmlose Mädel, dessen Herz noch völlig unberührt ist. Und nimmt den Gedanken an die bewunderte neue Freundin mit hinüber in ihre nächtlichen Träume.

VI.

Ingrid und Gerda

Nach wenigen Tagen schon fühlt Ingrid sich wieder völlig heimisch in der „Waldburg".

Madame Arnholm behandelt die neue Hausgenossin mit der ihr eigenen Güte. Und Gerda ist direkt Feuer und Flamme. Jeden Abend hocken die beiden Mädchen vor dem Zubettgehen zusammen in Ingrids Schlafzimmer und schütten einander ihr Herz aus. Wobei die kleine lebhafte Gerda zumeist die Fragende, die ernste, schwermütige Ingrid die Erzählende ist.

Schon weiß Gerda, daß Ingrid so gut wie verlobt ist, daß der Geliebte ihres Herzens Henrik Scott heißt und Gunnar Cederströms Privatsekretär ist, eben jener Freund, den der Baron nach der „Waldburg" mitbringen will. Und die Mädchen können nun die Zeit kaum erwarten, da die beiden Herren auf der Bildfläche erscheinen werden.

Eines Morgens treffen zwei Briefe aus Kopenhagen in der „Waldburg" ein. Der eine ist von Baron von Cederström an Madame Arnholm, der andere von Henrik Scott an Fräulein Ingrid Ekdal.

Während Madame Arnholm den ihren sofort liest und erfreut ausruft: „Kinder! Am Sonntag kommen Gunnar Cederström und sein Freund!" steckt Ingrid ihren Brief uneröffnet in ihr Täschchen. Was ihr einen verwunderten Blick aus Gerdas schwarzen Augen einträgt.

„Aber Ingrid! Bist du denn gar nicht neugierig, was dein Verlobter dir schreibt?"

Ingrid wird rot, sagt aber nichts. Und erst, als sie sich allein in ihrem Zimmer befindet, reißt sie mit verhaltener Leidenschaft den Umschlag auf und liest:

Mein Liebling!

Nächsten Sonntag bin ich bei Dir. Ich brauche Dir nicht zu versichern, wie ich mich darauf freue, Dein süßes Gesicht wiederzusehen, Deine liebe Hand zu drücken, Deine geliebte Stimme zu hören. Das alles weißt Du. Weißt auch, wie sehr ich mich nach unserer völligen Vereinigung sehne. Und daß diese Erfüllung unseres höchsten Wunsches nur noch von Dir abhängt. Je rascher wir das Testament finden, um so eher ist die Prüfungszeit vorbei.

Und noch etwas!

Dir ist bekannt, daß der eigentliche Zweck unseres Besuches auf der ‚Waldburg' der ist, daß Cederström sich die ihm von den beiderseitigen Vätern bestimmte Braut einmal angucken will. Es widerstrebt ihm jedoch, von den beiden Damen — Mutter und Tochter — gleich als fertiges Geschenk der Vorsehung beäugelt zu werden. Und so haben wir uns ein kleines Versteckspiel ausgedacht:

Ich komme als Gunnar von Cederström, hochgeborener Aristokrat und vielfacher Millionär, während er als Henrik Scott, dessen armer Freund und Privatsekretär, erscheint. Wir — Du und ich — müssen unser Benehmen zueinander dementsprechend einrichten. Nimm Dich also zusammen, damit Du Dich nicht verrätst! Es wird keine leichte Rolle sein, die Du zu spielen hast. Hoffentlich hast Du den Damen Arnholm noch keine Andeutungen über unser Verhältnis zueinander gemacht. Es würde die Sache bedeutend erleichtern. Wenn aber doch, so schadet es auch nichts. Man wird Deine Zurückhaltung dem Manne gegenüber, der in der ‚Waldburg' als Henrik Scott auftritt, als mädchenhafte Schüchternheit halten und achten. Und Gunnars bin ich sicher. Ich habe ihm nur gesagt, daß ich ein Mädchen namens Ingrid Ekdal verehre — ganz im stillen — und daß ich glaube, auch sie sei mir gut. Daß dieses Mädchen auf der ‚Waldburg' weilt, weiß er nicht. Wenn er Dir dort als Henrik Scott vorgestellt wird, so wird er sein Benehmen Dir gegenüber dementsprechend einzurichten wissen. Ich selbst werde meine Rolle als Baron Cederström glaubhaft spielen. Es handelt sich also nur um Dich. Aber ich kenne ja Dein großes Herz und Deine starke Liebe zu mir. Es genügt deshalb, wenn ich Dir nochmals sage: Es muß sein! Wir werden die jetzige schwere Krise überwinden — und dann winkt uns das Glück.

Dein Henrik.

NB. Hast Du übrigens schon die alte Gina Hinrichsen unten im Fischerdorf aufgesucht? Sie soll krank sein und verlangt nach Dir!"

Ingrids Augen, die zuerst zärtlich die geliebten Schriftzüge umfingen, werden immer größer. Als sie am Schluß den Brief wieder zusammenfaltet und in ihre Schublade verschließt, zittern ihre Hände vor Erregung, und ihre Wangen färbt heißes Rot.

Ingrid Ekdal ist nicht unintelligent, nur unerfahren und weltfremd. Stets hatte sie sich ein klares, gerechtes Urteil über Menschen und Dinge bewahrt.

Erst als der „Mann" in ihr Leben trat, trübte sich ihre Urteilsfähigkeit. In ihrem leidenschaftlich empfindenden Herzen hatte sich viel Zärtlichkeit aufgespeichert,

für die sie nie Verwendung fand. Als kleines Kind schon Waise geworden, entbehrte sie von jeher die Elternliebe. Sie wurde überall herumgestoßen. Bis das alte Fräulein Engstraat ihrer einmal beim Besuche des Waisenhauses ansichtig wurde und sich regelrecht in das bildhübsche Kind verliebte. Sie nahm es zu sich und erzog es. Doch hatte die alte Dame, obgleich sie der kleinen Ingrid in ihrer Weise zugetan war, ja sie verzog und verhätschelte, nie ein äußeres Zeichen der Zuneigung für sie übrig.

Als Ingrid zur Jungfrau herangereift war und Henrik Scott kennenlernte, dem ihr Herz vom ersten Moment ab entgegenschlug, und der es geschickt verstand, diese ihm offen gezeigte Liebe zu schüren — da fühlte das bis dahin streng in sich abgeschlossene Mädchen, wie in ihrem Inneren sich etwas löste und nach Befreiung rang. Und sie gab sich diesem ihr neuen, beseligenden Gefühl völlig hin, so daß es dem Mann nicht schwer wurde, ihren schwachen Willen dem seinen unterzuordnen.

Und sie ordnete sich ihm gern unter. Denn sie hielt ihn — mit der Blindheit der Liebe — für einen der Besten seines Geschlechts. Und niemals kam ihr ein Zweifel an der Lauterkeit seiner Gesinnung.

Heute, zum ersten Male, fühlt sie etwas wie Zweifel in sich aufsteigen. Und sie erschrickt bis ins tiefste Innere hinein.

„Großer Gott! Wie ist der Mann, dem ich mich fürs Leben zu eigen gegeben habe?“ murmelt sie gepreßt. „Ich weiß nichts über ihn. Ist er ein guter Mensch, ein Ehrenmann? Oder ein Glücksjäger, ein Abenteurer? Ich weiß nicht, wie mir geschieht. Ich fühle nur, daß ich in einem Banne stehe, im Banne einer alles überwuchernden, mich zugrunde richtenden Macht, aus der ich mich nicht mehr befreien kann. Ich habe keinen eigenen Willen mehr; ein anderer hat ihn sich unterjocht. Er befiehlt — ich gehorche. Blindlings. Soll mein ganzes Leben von nun an nur eine große Lüge sein? Mit einer Lüge verschaffte ich mir Eintritt in dies Haus. Und nun soll ich dem mir angetrauten Gatten vor anderen als Fremde begegnen? Ihn ‚Baron von Cederström‘ nennen? Und den anderen ‚Henrik Scott‘? Lüge. Lüge, alles Lüge! O mein Gott, mein Gott! Wie soll das enden?“

Ihre Gedanken überstürzten sich, alles Blut drängt ihr zum Herzen. Fieberhaft glänzen die großen blauen Augen.

„Und doch —“ murmelt sie hastig, wie entschuldigend vor dem ungeheuerlichen, sie quälenden Gedanken — „und doch bereue ich nicht, was ich getan habe, selbst wenn er nicht der Ehrenmann ist, für den ich ihn hielt. Weil ich ihn liebe! Mit meinem ganzen Sein! Mit jeder Fiber meines Herzens! Weil es mich zu ihm hintreibt und ich ohne ihn nicht leben kann!“

Immer leidenschaftlicher tobt es in dem aufgeregten Mädchen. Unwillkürlich verleiht sie ihren Gedanken und Empfindungen lauten Ausdruck.

Bis sie plötzlich vor dem Klang ihrer eigenen Stimme zurückschreckt.

Wenn jemand sie gehört hätte!

Sie versucht, sich zu beherrschen und ihre Gedanken zu sammeln. Und greift nochmals zu dem Brief, um ihn zum zweitenmal zu lesen. Diesmal ruhiger, überlegter.

Was bedeutet das nun wieder? Die Nachbemerkung? Woher kennt Henrik die alte Gina Hinrichsen unten im Fischerdorf, die ihnen früher immer die frisch gefangenen Fische nach der „Waldburg“ heraufbrachte? Und woher weiß er, daß die Alte krank ist und nach ihr, Ingrid, verlangt? Da er doch, wie er ihr sagte, in Klampenborg ganz fremd ist? Wie seltsam ist dies alles! Wie beängstigend!

Ingrid schüttelt wie geistesabwesend den Kopf. Sie entsinnt sich der alten Fischersfrau ganz genau und hatte stets eine unerklärliche Scheu vor ihr. Jetzt mehr denn je.

Immerhin, wenn sie krank ist und den Wunsch hat, sie zu sehen, so ist es Menschenpflicht, diesen Wunsch zu erfüllen. Daß noch ein anderes Gefühl mitspricht, der Wunsch, zu erfahren, woher Henrik die Alte kennt, wagt sie sich nicht einzugestehen.

Und trotzdem gibt dies letztere, ihr unbewußt, den Ausschlag. Sie beschließt, noch heute Gina Hinrichsen aufzusuchen. Natürlich ohne daß Madame Arnholm oder ihre Tochter etwas davon erfahren. Sie kann ja eine Ausrede für ihr Weggehen machen. Kopfweh, kleiner Spaziergang unten am Meer, frische Seebrise. Sie ist ja nun einmal mitten drin im Versteckspiel und Lügengewebe. Da kommt es auf eine Unwahrheit mehr oder weniger nicht an.

So sucht die arme Ingrid aufquellende Bedenken zu zerstreuen. Reckt sich mit einem Ruck hoch und geht hinunter ins Wohnzimmer, wo Gerda gerade dabei ist, die Vasen mit frisch geschnittenen Blumen zu füllen.

Sie versucht zu helfen. Doch ihre Hände zittern so sehr, ihr ganzes Wesen atmet solch nervöse Unruhe, daß sie alles verkehrt macht und die Blumen ihren Fingern entgleiten.

Die kleine Gerda, der zwar jenes süße Fieber, so man „Liebe“ nennt, noch fremd ist, die aber genug Romane gelesen hat, um die äußeren Anzeichen dieser Naturkrankheit zu kennen, beginnt in harmloser Weise die Freundin zu necken.

„Ach so! Ja! Man kann merken, daß ‚Er‘ kommt!“

Ohne ein Wort zu erwidern, schleudert Ingrid die Rosen, die sie gerade in der Hand hält, zu Boden und verläßt das Zimmer.

Verdutzt(blickt ihr Gerda nach. Das hat sie nicht gewollt; nein, gewiß nicht. Wie reizbar die Freundin auf einmal geworden ist! Sollte das auch die Liebe machen?

Gerda rümpft das zierliche Näschen und nimmt sich nochmals fest vor, sich niemals zu verlieben.

VII.

Was die alte Gina sagt

Es ist gegen Abend, als Ingrid Madame Arnholm um Erlaubnis bittet, eine Stunde spazieren gehen zu dürfen. Sie habe Kopfweh und wolle sich tüchtig auslaufen.

Freundlich nickt Madame Arnholm Gewährung und fragt, ob Gerda sie nicht lieber begleiten solle. Was Ingrid ablehnt, da das Alleinsein ihr in solchen Fällen am dienlichsten sei.

Ein paar Minuten später schon befindet Ingrid sich auf dem Weg nach dem Fischerdorf.

Sie kennt den Weg genau. Ist ihn früher oft genug gegangen.

Zuerst geht es bergan. Dichte Fichten begrenzen zu beiden Seiten den schmalen Pfad. Dann tut sich eine Lichtung auf, wo hinter felsigem Gestein das Meer seine urewige Melodie plätschert.

In Gedanken versunken, die nicht gerade die angenehmsten sind, schlendert das junge Geschöpf dahin. Bis es nach einer Weile wieder bergab geht und unten in der Ferne eine Anzahl niedriger, den sandigen Strand sich entlang ziehender Fischerhütten auftaucht.

Unwillkürlich verlangsamt Ingrid ihre Schritte. Sie hat die dunkle Empfindung, als gehe sie einen verbotenen Gang.

Doch schon, als sie die erste Hütte erreicht, ist dies Gefühl vorbei. Es berührt sie alles hier so vertraut. Ueberall herumhockende, mit Steinchen und Muscheln spielende Kinder. Angekoppelte Boote und große, zum Trocknen aufgespannte Netze. Ab und zu ein Fischer, mit dem Flicken eines Netzes beschäftigt. Und stopfende oder strickende Weiber.

Der langsam Daherkommenden ist dies ganze Fischerleben wohlbekannt. Sie mochte diese einfachen, arbeitsamen Leute gern und lenkte in der Zeit, da sie mit Fräulein Engstraat in der „Waldburg" wohnte, oft ihre Schritte hierher — mit kleinen Geschenken und allerhand Liebesgaben.

Die braven Fischersleute hängen noch immer an ihrem „lieben Fräulein Ingrid" und konnten es zuerst nur schwer verwinden, daß die schöne, blonde, junge Dame aus der „Waldburg" nicht mehr zu ihnen herunterkommen sollte.

Als jetzt plötzlich die hochgewachsene Gestalt vor ihnen auftaucht, die blonden Haare flatternd im Wind, genau wie früher, da meinen sie zuerst, ihren Augen nicht trauen zu dürfen. Dann aber geht ein Leuchten über die sonnenverbrannten, derben Gesichter.

„Hoiho! Fräulein Ingrid ist wieder da! Unser liebes, gutes Fräulein Ingrid!"

Und harte Hände strecken sich ihr entgegen. Und rauhe Stimmen bewillkommnen sie. Und kleine Kinder kriechen heran und wollen Kuchen und Früchte haben. Oder auch eine Gummipuppe. Alles genau wie früher.

Nur daß Ingrids lieblichem Antlitz die frühere Ruhe fehlt. Daß ihre Wangen blasser sind und ihre Augen trüber. Was den braven Fischersleuten nicht entgeht.

„Sie grämt sich um den Tod des alten Fräuleins!" flüstert man mit verständnisvoller Teilnahme hinter ihr her. „Na ja! Und in der ‚Waldburg' wohnt jetzt jemand anders! Das grämt sie auch!" Und alle haben tiefes Mitgefühl mit ihr, ohne den Grund der Veränderung zu erraten.

Als Ingrid sich der letzten Hütte nähert, verlangsamt sich ihr Schritt noch mehr.

Ein großer, schwarzer Kater hockt auf der Schwelle der offenen Tür in der untergehenden Sonne, erhebt sich bei ihrem Anblick leise schnurrend und reibt seinen seidig glänzenden Kopf an ihrem Bein.

„Hallo, Tiger!" ruft sie erfreut und nimmt das Tier auf den Arm. Dann tritt sie in die Hütte ein.

Am offenen Fenster hockt in einem verschlissenen Lehnstuhl ein altes, weißhaariges Weib und stopft Strümpfe.

„Guten Tag, Gina! Da bin ich!" ruft Ingrid, geradeswegs auf die Alte zugehend.

Die trüben Augen des Weibes beleben sich etwas.

„Na, kommen Sie endlich mal nach der armen Gina zu sehen?" knurrt sie verbissen. „Dachte, Sie hätten mich schon ganz vergessen!"

„Ich konnte nicht früher kommen, Gina. Ich wohne ja jetzt in Kopenhagen. Sie wissen doch: Fräulein Engstraat ist tot —"

„Ja, ja. Hab's gehört."

„Die ‚Waldburg' ist in anderen Besitz übergegangen —"

„Ich weiß."

„Ich bin nur zu Besuch in der ‚Waldburg' — für kurze Zeit —"

Die Alte läßt die Hand mit dem Strumpf sinken, setzt die Brille auf der spitzen Nase zurecht und blickt Ingrid spähend an.

„So? Sie sind also schon dort?"

„Wußten Sie das nicht?" fragt Ingrid erstaunt. „Sie sagten doch meinem — hm, Herrn Scott, Sie seien krank und verlangten nach mir!"

In die trüben Augen der Alten tritt ein Ausdruck von Verschlagenheit, der dem ganzen ausgemergelten Gesicht etwas Hexenhaftes verleiht.

„So? Sagte ich ihm das? Na, meinethalben!"

Und mit gemachtem Eifer beginnt sie wieder an ihrem Strumpf herumzustopfen.

Ingrid ist aufs höchste erstaunt. Sie hatte geglaubt, die alte Frau krank vorzufinden. Und nun sitzt sie da auf dem Stuhl in Kampfeshaltung und ist ganz gesund. Und scheint auch kein großes Verlangen nach Ingrids Besuch zu haben. Was bedeutet das?

Ganz nahe tritt sie an die Frau heran und legt die Hand auf ihren Arm.

„Gina!"

Die Alte zuckt zusammen und hebt die Augen, widerwillig, unter gerunzelten Brauen hervor.

„Na? Was denn?"

„Ich möchte Sie etwas fragen, liebe Gina. Kennen Sie meinen — hm, Herrn Henrik Scott?"

Die Alte lacht leise auf. Besinnt sich aber plötzlich und wiegt den struppigen Kopf hin und her.

„Ja — nein — doch — das heißt, ein bißchen kenne ich ihn —"

„Woher?"

„Na, so — so —"

Ihre trüben Augen weichen dem forschenden Blick der großen, voll auf sie gerichteten blauen Mädchenaugen aus. Die eingekniffenen Lippen pressen sich noch fester zusammen, damit ja kein unnützes Wort darüber komme.

Dann aber geht ein Zucken über das verrunzelte Gesicht der Alten.

Sie richtet ihren morschen Körper so gerade wie irgend möglich auf, gibt sich einen Ruck und sagt rasch, als plappere sie eine eingelernte Lektion herunter:

„Die Leute, die jetzt in der Waldburg wohnen, haben kein Recht dazu."

Ingrid springt auf.

„Gina! Was reden Sie da?"

„Nein. Sie haben kein Recht dazu!" wiederholt die Alte mürrisch.

„Woher wissen Sie das?"

„Na, ich weiß es eben."

Beiden schweigen ein paar Augenblicke, während die Alte mit betonter Emsigkeit weiterstopft und Ingrid erregt in dem kleinen Raum auf und ab geht.

Plötzlich bleibt sie vor der Frau stehen.

„Sie irren, Gina. Die Arnholms haben ein Recht dazu! Sie sind die einzigen Verwandten des verstorbenen Fräulein Engstraat. Und da kein Testament vorhanden war —"

Wieder wendet die Alte den Blick zur Seite.

(Fortsetzung folgt.)

AUS DER PRAXIS — FÜR DIE PRAXIS

Arbeiten im Oktober

Die herbstliche Tag- und Nachtgleiche ist vorüber; die Nacht gewinnt mit ihren Mächten die Vorherrschaft, die entlaubten Bäume und die freien Beete zeigen es schon äußerlich an. Die Nachtfröste ziehen als Vorboten des Winters ein. Vor ihrem rauhen Hauch müssen die wärmebedürftigen Südlandskinder unter den Ziergewächsen, wie Palmen, Lorbeer und Kakteen, in Sicherheit gebracht werden. Zu ihrer Lebenserhaltung im Winter brauchen sie Licht und Luft unbedingt; dunkle Keller sind ungeeignete Ueberwinterungsräume, aber sie brauchen nur wenig Wasser und Wärme, denn Wachstum und Säftebewegung in den Leitungsbahnen wollen im Winter zur Ruhe kommen. Auch Fuchsien, Nelken und Goldlack sollen über Winter nicht draußen bleiben; sie werden Anfang Oktober eingetopft. Es gilt also jetzt, den Uebergang ins Winterlager vorzubereiten, nicht dagegen, ihn auch sofort vorzunehmen. Im Gegenteil soll der abhärtenden Oktoberluft so lange wie möglich die Einwirkung ermöglicht werden. So dürfen auch Rosen noch keinesfalls im Oktober umgelegt werden; ihr Holz ist noch zu weich.

Der Obstgarten wird ohne Uebereilung abgeerntet. Dann werden die älteren Bäume von rissiger und bemooster Rinde befreit mittels der Obstbaumscharre, und zur Vernichtung der Schädlingsbrut und zum Schutze gegen den Frost mit Kalkmilch gekalkt. In der zweiten Hälfte des Monats werden die Leimringe gegen die Frostspannerweibchen angelegt. Guter Brumataleim hält gewöhnlich den ganzen Winter vor; eingetrockneter Leim erfordert einen neuen Aufstrich. Schließlich werden die Baumscheiben umgegraben und vom Unkraut befreit. Gegen Mitte Oktober, wenn das Holz reif ist und die Blätter abfallen oder sich leicht abstreifen lassen, ist die gegebene Zeit für Neupflanzungen im Obst- und Ziergarten. Nur Brombeeren und Himbeeren pflanzt man besser im Frühjahr. Die tief ausgehobenen Baumgruben werden mit guter alter Erde und verrottetem Dünger gefüllt und die neugepflanzten Bäume gut eingeschlämmt, damit die im Oktober und November noch austreibenden Wurzeln sich gut im Erdreich festklammern können. Als Anreiz für eine starke Bewurzelung wird nasser Torfmull mit in die Baumgruben gegeben. Rosenwildlinge werden an Feldrainen und im Gehölz gegraben und, falls sie gut bewurzelt sind, eingepflanzt. Es sind jedoch nur die gut verholzten Schößlinge der echten Hundsrose mit großen, weit auseinanderstehenden Stacheln brauchbar. Die Erdbeerbeete werden nochmals entrankt und für den Winter mit kurzem Dünger bedeckt; doch müssen Herz und Blätter frei bleiben, damit sie nicht faulen.

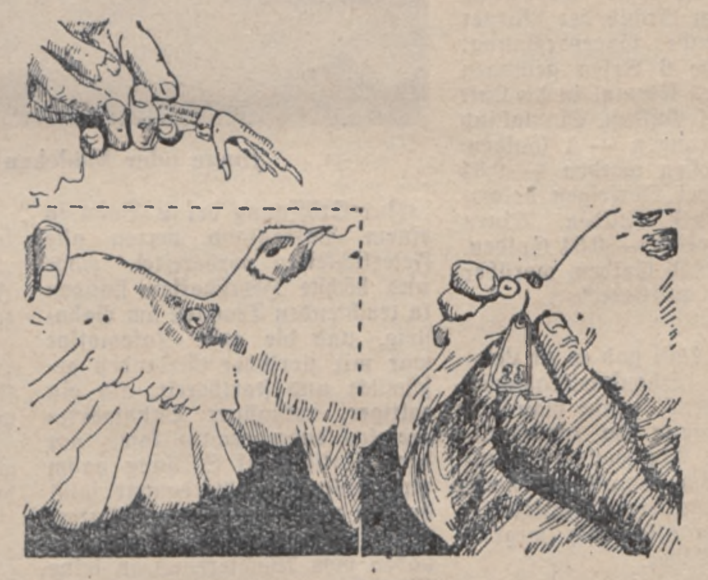
Im Gemüsegarten ist Eile auch noch in mancher Hinsicht vom Teufel; Kohl, Sellerie und Porree dürfen noch nicht aus der Erde genommen und ins Winterlager gebracht werden. Die Witterung ist noch zu weich. Blumenkohl, der noch keine Blumen gebildet hat, kann gegen Ende des Monats mit Wurzeln und Blättern ausgehoben und in einem geschlossenen Raum, wie dem Keller oder tiefen, leeren Mistbeetkästen, auch in Erdgruben, eingeschlagen werden. Wählt man Gruben, so müssen diese erst mit einer Lage Bretter überdeckt und dann durch eine hohe Schicht Laub geschützt werden. Jedoch seitlich bleiben sie möglichst lange offen, damit es nicht an frischer Luft fehlt. So entwickeln sich auch im Dunkeln schöne, weiße Blumen bis in den Januar hinein. Endivienköpfe, die noch nicht zusammengebunden sind und erst für den Winterbedarf gebleicht werden sollen, werden einzeln in Blumentöpfe gepflanzt und in den Keller zum Bleichen gestellt. Alles Unkraut, Kartoffelkraut, abfallendes Laub, das nicht als Streu oder sonstwie zum Decken verwandt wird, vermehrt den Komposthaufen. Die geräumten Beete werden gut mit Stallmist gedüngt und noch vor Winter rauh umgegraben; sie frieren dann schön durch und nehmen viel Winterfeuchtigkeit auf.

Im Geflügelhof bringt der Oktober zwei neue Aufgaben: Die Aussonderung der schlechten Leger und die Vorbereitung zur Mast. Meistens werden die Hennen zu lange gehalten. Dadurch wird viel Futter vergeudet und die Gewinnaussichten unterbunden. Schon im dritten Lebensjahr läßt der Eierertrag der Henne so stark nach, daß die mehr als zweijährigen Hennen im allgemeinen geschlachtet werden sollten. Zur Mast werden Hühnerküken, Truthühner, Gänse und Enten in einen halbdunklen, ruhigen, gleichmäßig warmen und nicht zu großen Stall gesperrt und mit Buchweizen, Mais oder Gerstenschrot, die mit Milch zu einem steifen Brei vermengt werden, gefüttert. So vollzieht sich die Halb- oder Fleischmast. Zur Voll- oder Fettmast ist eine weitere vierzehntägige Einsperrung in Einzelkäfigen erforderlich. Gänse mästet man etwa vier Wochen lang mit Hafer, dann werden sie in Einzelkäfigen genudelt, wenn man viel Fett und eine große Leber erzielen will.

Der Imker gibt seinen Völkern vor Winter noch ein bis zwei Ballons Zucker oder Pollentrank. So können die inneren Waben, der Wintersitz des kugelig zurückgezogenen Bienenvolkes, mit ausreichendem Futter gefüllt werden. Ende Oktober muß der Bienenstand vollständig fertig zur Ueberwinterung sein.

Kennzeichnung der Hühner

Auch schon in einer Hühnerhaltung, die den kleinsten Umfang hat und den bescheidensten Ansprüchen genügt, ist eine Kennzeichnung der Hühner erforderlich. Sie ist um so unerläßlicher, je mehr die alten Misch-„Rassen" verschwinden und auch in ihrem Aussehen einheitliche Leistungsrassen gehalten werden, bei denen es schon schwerer ist, ohne weiteres die einzelnen Tiere auseinanderzukennen. Die bescheidenste Aufgabe der Hühnerkennzeichnung ist es, die verschiedenen Jahrgänge auseinanderzuhalten. Das ist nötig, weil die Hühner von Jahr zu Jahr weniger legen und die schlechten Leger beizeiten ausgemerzt werden müssen, wenn man nicht Kopf und Kragen bei der Hühnerhaltung lassen will. Je nach der Wirtschaftslage, den Futtermittel- und Eierpreisen ist bald mehr der einjährige bald der zweijährige Umtrieb vorzuziehen. Aber länger als zwei Legezeiten hindurch sollte kein Huhn gehalten werden. Um nun die Jahrgänge sicher trennen zu können, streift man den Junghennen eines jeden Jahrgangs einen farbigen Zelluloidring über den Fuß. Man wechselt jedes Jahr mit der Farbe und hat dann eine sichere Unterscheidung. Die Kennzeichnung erfolgt im Alter



von 10 Wochen. Den verschiedenen Rassengrößen entsprechen auch verschiedene Ringgrößen. Das Ueberstreifen erfolgt in der Weise, daß man zuerst die spitz zusammengenommenen Vorderzehen durch den Ring schiebt, die 4. rückseitige Zehe dagegen an den Ständer, das Bein, anbiegt, wobei der Ring den Fußballen leicht überwindet. Die Beringung kann auch für die Zuchtkontrolle und Zuchtbuchführung dienen, wenn man Metallringe wählt, die Nummern tragen. Es gibt geschlossene und verschließbare Ringe; die ersten bieten bessere Gewähr für zuverlässige Kennzeichnung. Auf lehmigem Boden werden leider die Ringnummern mitunter durch Verschmutzen unlesbar. Daher gehen die Züchter mehr und mehr dazu über, die Kennzeichnung durch Flügelmarken vorzunehmen, die durch die Flügelspannhaut gesteckt werden, unverlierbar und leicht ablesbar sind. Den Hühnern werden sie in keiner Weise unangenehm, sachgemäßes Einziehen vorausgesetzt.



Lies und Lach'!



König Karl XII. von Schweden zeichnete sich durch Geistesgegenwart und Todesverachtung aus. Davon zeugt folgendes Beispiel:

Der König diktierte im Felde einem seiner Schreiber einen Brief, als eine Kanonenkugel in allernächster Nähe des Herrschers einschlug.

Der Schreiber sprang erschrocken empor, wurde aber sofort vom König angefahren:

„Nanu, was fällt Dir ein, so mir nichts dir nichts die Arbeit zu unterbrechen?"

Der Gescholtene wagte eine schüchterne Antwort: „Majestät... Ihr Leben... die Kugel..."

„Ach was", unterbrach ihn der König, „was hat jene Kugel mit dem Brief zu tun, den ich Dir diktiere? Schreibe ruhig weiter und kümmere Dich nicht um Sachen, die Dich nichts angehen!"

*

Als unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia von dem zum Intendanten ernannten Italiener Burazzo die Truppe des damals berühmten Bajazzos Bernadon-Kurz ans Hoftheater engagiert wurde, da wurde auch die bei diesen Truppen übliche Bezahlung beibehalten.

Als Beispiel dieser Bezahlung findet sich im Archiv der Wiener Burg folgende Gagenrechnung: „Diese Woche 6 Arien gesungen — 6 Gulden. Einmal in die Luft geflogen — 1 Gulden. Einmal ins Wasser gesprungen — 1 Gulden. Einmal begossen worden — 0,34 Gulden. Zwei Ohrfeigen bekommen — 1,08 Gulden. Einen Fußtritt erhalten — 0,34 Gulden. In Summa 9,76 Gulden, worüber dankbarlichst quittiere."

*

Im Jahre 1901 gab es zu Leipzig großen Schauspielerabschied — „Revirement" nennt man den gleichen Vorgang im diplomatischen Leben. Ein wackerer Kaufmann sah sich dadurch zu nachdenklicher Betrachtung gestimmt.

„Sie gehen also ooch wegk?" sagte er zu Täger.

„Ja."

„Un Julius Oddo (hochdeutsch: Otto) ooch?"

„Ja."

„Un Kustav Purchard (hochdeutsch: weich anfangen) ooch?"

„Der auch."

Pause.

„Um dähn isses eejentlich schade", sagte der Leipziger schlicht.

*

„Herr Doktor, wenn ich mich bei der Arbeit überanstrenge, dann bekomme ich schreckliche Kopfschmerzen."

„So? Wie oft bekommen Sie sie denn?"

„So alle drei bis vier Monate, Herr Doktor."

*

Professor Lassenheim ist schon seit vier Jahren verheiratet. Gestern sagte er zu seiner Frau:

„Gnädige Frau, sehen Sie, ich lebe ganz allein, manchmal sehne ich mich auch nach einem Menschen. — Wollen Sie nicht meine Frau werden?

*

Junge oder Mädchen?

Zur Eröffnung der L.-Bahn in einem Balkanland waren alle Feierlichkeiten vorbereitet. Hohe und höchste Herrschaften standen in leuchtenden Trachten am Bahnsteig, und die erste Lokomotive war mit zierlicher Girlanden geschmückt und startbereit, als ein zottiger, rotnasiger Bahnwärter atemlos dahergerannt kam, vor dem Stationschef Stellung nahm und meldete: „Verdammt sollst du sein und dein räudiger Vater! Diese verdammten Ingenieure haben vom Wächterhaus an keine Schwellen mehr gelegt!" Die Feierlichkeit ist dann unterblieben.

*

„Mama, muß ich den Zahn auch putzen, den mir der Doktor morgen ausziehen soll?"

*

„Mein Mann ist sehr gründlich! Ehe er etwas unternimmt, überlegt er's sich zehnmal."

„Da hatten Sie wohl einen sehr langen Brautstand?"

*

Reporter: „Und worin besteht die Forschungsarbeit des Professors in erster Linie?"

Haushälterin: „Er sucht den halben Tag nach seiner Brille."

Paul hatte mit seinem Vater gesehen, wie die vier Angler ihr Boot fertigmachten, um ihren Sport zu beginnen. Und als sie abgerudert waren, fragte er:

„Du, Vater, kriegen die Fische erst all das Bier, damit sie sich leichter fangen lassen?"

*

„Man erkennt einen Menschen an dem Umgang, den er hat."

„Und an den Zigarren, die er raucht."

„Nein, die er anbietet!"

*

„Jetzt hab' ich mein Kino versichert. Was krieg' ich, wenn's morgen abbrennt?" „Zehn Jahre!"

*

„Ihr Mädels von heut wißt nicht mal, wozu eine Nadel dient."

„Doch! — zum Grammophon!"

*

„Mutti, das Barometer ist gefallen." „Und nun?" „Nu is kaputt!"

*

Ein weniggedruckter Schriftsteller sagt zu einem vielgedruckten: „Dich liest man ja fast in jeder Zeitung. Du sitzt wohl den ganzen Tag am Schreibtisch?"

„Im Gegenteil", meint der Vielgedruckte, „meine besten Einfälle kommen mir meistens morgens im Bett."

„So, so", erwidert der Weniggedruckte, „warum veröffentlichst du die eigentlich nicht?"

*

„Mein lieber Herr Vogeler," sagte der Hausarzt am Schluß der Untersuchung, „Sie haben einen Bandwurm!"

„Oh, fein," sagte Vogeler, „da wird sich aber meine Frau schön ärgern!" „Warum denn?" fragt der Arzt.

„Weil sie widerlegt ist, nun glänzend widerlegt ist. Sie behauptet nämlich immer, ich hätte gar kein Innenleben!"

„Sie behaupten, daß Ihre Frau Sie mit einer todbringenden Waffe angegriffen habe", sagte der Richter zu dem Ehemann, der die Scheidung beantragt hatte. „Was war denn das für eine Waffe?" „Eine Fliegenklatsche."

*

Der neue Lehrer redet seine kleinen Schüler folgendermaßen an:

„Liebe Kinder, wir wollen gute Freunde werden, ihr dürft mir alles vertrauensvoll sagen."

Da steht ein kleiner Bursche auf und sagt treuherzig:

„Ich langweile mich so!"

*

Erna: Gestern abend ereignete sich etwas, was noch nie vorgekommen ist. Die ganze Nachbarschaft hat, als ich gesungen habe, ganz verrückt geklatscht!

Emmi: So, so, welches Lied hast du gesungen?

Erna: „Morgen muß ich fort von hier ..!"

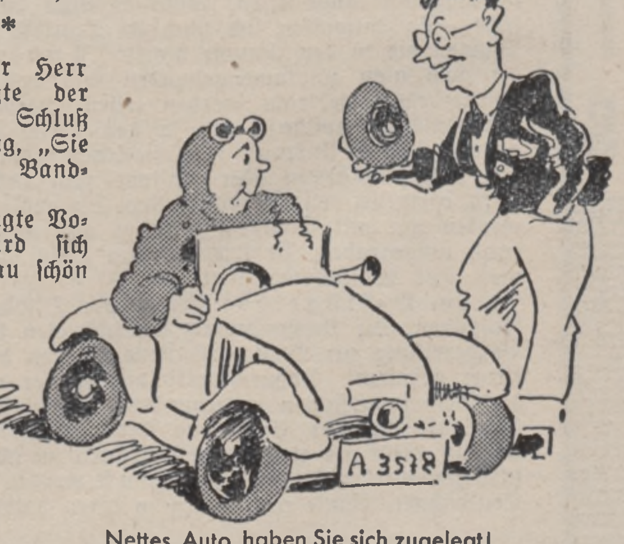
*

„Nun Hans, wie ist es mit deiner Schlaflosigkeit?" fragte der Freund. „Hast du meinen Rat befolgt?" „Ja, und es war furchtbar!" „Aber wieso denn?" „Ich ging zu Bett und fing an zu zählen, und als ich bis 24 470 gezählt hatte, da war ich so aufgeregt, bis 30 000 zu kommen, daß ich aufstand und mir schwarzen Kaffee machte, um weiterzuzählen zu können."

*

Ein kleiner Knabe, der von seinem Vater für Unart Schläge bekommen hatte, beklagte sich bei seiner Mutter darüber mit folgenden Worten:

„Aber, Mama, wie konntest du auch nur einen Mann heiraten, der seine Kinder so schlägt!"



Nettes Auto haben Sie sich zugelegt!
Ja, ganz nett, es kneift nur etwas unter dem Arm.

Umschau im Lande

Kattowitz

Eisenbahnunglück bei Kochlowitz

Personenzug fährt auf Güterzug

Zwischen Idaweiche und Kochlowitz auf der Strecke Kattowitz—Loslau ereignete sich ein schweres Eisenbahnunglück. Opfer an Menschenleben sind glücklicherweise nicht zu beklagen.

Der Personenzug Nr. 1915, der Idaweiche um 6,22 in Richtung Loslau verließ, fuhr bei der Station Kochlowitz auf einen Güterzug auf.

Durch den Anprall wurden dem Heizer die Beine gebrochen und vier Fahrgäste erlitten leichtere Verletzungen.

Es ist wie ein Wunder, daß nicht mehr Personen verletzt wurden, da der erste Wagen fast vollkommen zertrümmert wurde und sich in die Lokomotive hineingeschoben hatte. Auch die anderen Wagen wurden beschädigt und sämtliche Fenster ausgeschlagen.

Einem Schaffner des Güterzuges ist es zu verdanken, daß das Unglück nicht ein größeres Ausmaß annahm. Der Beamte bemerkte den auf den Güterzug zukommenden Personenzug und gab Haltesignale, die der Maschinist des Personenzuges im letzten Augenblick bemerkte und sogar noch Gegendampf geben konnte. Allerdings war die Entfernung schon zu kurz, um den Zug zum Halten zu bringen.

Von Kattowitz fuhr sofort nach Bekanntwerden des Unglücks ein Rettungszug an die Unglücksstelle und die Aufräumungsarbeiten wurden unverzüglich in Angriff genommen.

Königshütte

Nächtliches Intermezzo

Auf der 3go Maja stellte eine Polizeistreife abends mehrere Personen, die sich ein Vergnügen daraus machten, ruhig des Weges gehende Passanten zu belästigen. Unter den Rädelsführern befand sich auch der Soldat Ernst Kowalczyk vom 16. Regiment in Tarnow. Während die Polizei die Namen der Personen feststellte, wurde der Soldat ausfällig und versuchte einem Beamten das Seitengewehr abzunehmen. Die Polizei sah sich veranlaßt, eine Militärpatrouille zu verständigen, die Kowalczyk nach der Garnison des 75. Regiments brachte. Die Zivilpersonen wurden von der Polizei nach der Wache geschafft.

Schlesiengrube

Schweres Unglück auf Schlesiengrube

Auf Schlesiengrube ereignete sich ein schweres Unglück. Durch herabstürzende Kohlenmassen wurden die beiden Bergleute Josef Langer und Peter Swierzyna verschüttet und schwer verletzt. Dr. Senck leistete den Verunglückten die erste Hilfe, worauf sie in das Königshütter Knappschaftslazarett gebracht wurden. Ihr Zustand ist sehr ernst. Langer ist 46 und Swierzyna 39 Jahre alt; beide sind verheiratet und Väter mehrerer Kinder. Die Bergbehörde hat eine Untersuchung des Unglücks angeordnet.

Wieder ein Schmuggler angeschossen

Ein Grenzbeamter bemerkte morgens auf den Feldern zwischen Schlesiengrube und Hohenlinde einen Mann, den er sofort anrief. Dieser ergriff jedoch die Flucht, und so sandte der Beamte dem Flüchtenden einen Schuß nach, durch den der Schmuggler in die linke Seite getroffen wurde. Der Verwundete wurde sofort zu Dr. Senck gebracht, der ihm die erste Hilfe erteilte. Es handelt sich um den Romuald G. aus Schlesiengrube, der zehn Büchsen Oelsardinen über die Grenze gebracht hatte.

Schwientochlowitz

Unglaubliche Roheit eines Vaters

In Schwientochlowitz ereignete sich ein Vorfall, der unter der Bevölkerung lebhafte Empörung hervorrief. Der August Switala von der Nowowiejska 3 warf seine 18jährige geisteskranke Tochter Hildegard auf die Schienen der nach Antonienhütte fahrenden Straßenbahn, um sich auf diese Weise von der Sorge um sie zu befreien. Eine vorübergehende Frau hörte das Wimmern des Mädchens, das sich nicht fortbelfen konnte, und trug sie von den Schienen herunter. Der unmenschliche Vater, der in der Nähe gewartet hatte, kam darauf wieder zu seiner Tochter und zerrte sie an der Hand nach Hause. Im Nu hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt, die das Mädchen in Schutz nahm und heftige Rufe gegen den Vater lautwerden ließ. In gleichmütigem Tone antwortete dieser darauf, daß „das sein Kind sei und er mit ihm machen könne, was ihm gefiehle". Die Polizei hat sich der Sache angenommen.

Fahrlässige Brandstiftung

In einem Schuppen auf der Beuthenerstraße 2 brach ein Feuer aus, durch das größere Mengen Heu und Stroh vernichtet wurden. Der Schaden ist beträchtlich. Das Grundstück gehört der Kattowitzer Eisenbahndirektion, die es an den pensionierten Eisenbahner Synowiec verpachtet hat. Der Brand wurde durch die Feuerwehr der Falvahütte bald gelöscht. Wie es sich herausstellte, wurde das Feuer durch den Arbeitslosen Georg Frania verursacht, der in dem Schuppen übernachtet hat.

Friedenshütte

Ein seltsamer Unfall

Der Fuhrmann Theodor Januszewski aus Lipine stand mit einer Fuhre Lehm vor dem Hause Korfantystraße 4. Als er sich bequem gegen den Wagen lehnte, zog plötzlich das Pferd mit einem Ruck an, und ein Rad des Wagens ging Januszewski über den linken Fuß, der vollständig zerquetscht wurde. Der Verunglückte wurde sofort ins Hüttenspital in Godullahütte geschafft, wo der Fuß amputiert werden mußte. Gegenwärtig wird die Untersuchung darüber geführt, ob eine dritte Person daran schuld ist, daß das Pferd plötzlich den Wagen in Bewegung setzte.

Janow

Schwerer Zugunfall beim Rangieren

Ein schwerer Betriebsunfall ereignete sich auf der ehem. Kronprinzenschachtanlage in Janow. Neun mit Sand beladene Hüttenbahnwagen lösten sich von der Maschine und konnten auf der abschüssigen Bahn nicht mehr zum Halten gebracht werden. Die Waggons sausten mit derartiger Geschwindigkeit das Gefälle hinunter, daß sie das Hüttentor durchschlugen und in das in der Nähe befindliche Stellwerk, das an der Bahnunterführung Reckehütte-Bagno liegt, hineinfuhren. Auch das Stellwerk ist zum größten Teil zerstört worden. Zum Glück sind Menschenleben nicht zu beklagen. Der Sachschaden ist bedeutend.

Psary

Seine Frau für tot erklärt

Bei dem zuständigen Standesbeamten stellte sich der 57 Jahre alte Peter Kokot aus Psary (Kreis Lubliniß) ein und meldete, daß seine Ehefrau Josefa nach kurzem, schwerem Leiden gestorben sei. Er ließ sich die erforderlichen Dokumente ausstellen und fuhr nach Lipine, um bei der Sterbekasse der Kohlengrube „Mathilde-West" 400 Zloty zu beheben. Das Geld wurde ihm anstandslos ausgehändigt. Darauf machte Kokot eine Reihe von Einkäufen für den Winter und begab sich nach Hause zurück.

In Psary und Umgegend kamen bald darauf sonst friedliche Nachbarn in Streit. Die einen wußten mitzuteilen, daß Frau Kokot nach kurzem, schwerem Leiden gestorben sei und die anderen behaupteten, sie kurz vorher frisch und munter gesehen zu haben.

Die letzteren haben recht, Frau Kokot lebt wirklich. Ihr Mann hat sie nur aus dem Grunde als verstorben angemeldet, weil das Sterbegeld winkte. Er wird sich deswegen vor Gericht zu verantworten haben.

Jastrzemb

Schweres Schadenfeuer

In einer Scheune des Karl Zdzieblo in Nieder-Jastrzemb brach Feuer aus, wodurch diese vollständig vernichtet wurde. Das Feuer breitete sich auch auf die zweite, angebaute Scheune, den Schuppen und die Wagenremise des Zdzieblo aus. Auch diese Gebäude wurden ein Raub der Flammen. 40 Fuhren Getreide, 15 Fuhren Weizen, 20 Fuhren Hafer, 50 Fuhren Heu, landwirtschaftliche Maschinen und ein Benzinmotor sind zum Teil verbrannt oder unbrauchbar geworden. Der Brandschaden beträgt gegen 13 000 Zloty, ist aber durch Versicherung gedeckt. Die Brandursache ist bis jetzt unbekannt.

Lipnik

Schwerer Sturz vom Fahrrad

Der 23jährige Bäckergehilfe Ludwig Brzuchański verunglückte beim Radfahren in Lipnik. In der Nähe des evangelischen Friedhofes versagte plötzlich der Rücktritt. B. kam zu Fall und zog sich außer Rißwunden im Gesicht eine schwere Gehirnerschütterung zu. Die Rettungsbereitschaft brachte den Schwerverletzten in das Bialaer Krankenhaus.

Baingow

Durchbruch von Grubengasen

Auf Baingowschacht brachen Grubengase durch und gefährdeten die Belegschaft einer Steigerabteilung. Die alarmierte Grubenwehr rückte mit dem Auto sofort aus und nahm die erforderlichen Aufräumungsarbeiten in Angriff. Da die Belegschaft der gefährdeten Abteilung unverzüglich zurückgezogen wurde, kamen Menschenleben nicht in Gefahr.

Mit dem Messer den Bauch aufgeschlitzt

In einem Lokal in Baingow kam es zu einem Streit, der nach Geschäftsschluß auf der Straße fortgesetzt wurde. Während des Streites zog ein gewisser M. aus Baingow das Messer, mit dem er seinem Gegner G., gleichfalls aus Baingow, den Bauch aufschlitzte. Ein anderer aus der streitenden Gesellschaft erhielt während der Schlägerei mehrere Messerstiche in den Kopf. G. wurde im hoffnungslosen Zustand ins Hüttenlazarett Siemianowitz eingeliefert. Der Täter ist in Haft genommen worden.

Piece

Mit dem Hammer die Schädeldecke zertrümmert

Einen folgenschweren Ausgang nahm eine Schlägerei in Piece, Kreis Rybnik. Der dort wohnhafte 39jährige Josef Bluszcz bekam auf Grund persönlicher Differenzen mit dem 27jährigen Heinrich Olesch Streit, der schließlich in Tätlichkeiten ausartete. Olesch drang mit einem Hammer auf seinen Gegner ein und versetzte ihm mehrere, mit großer Wucht geführte Schläge auf den Kopf, so daß ihm die Schädeldecke zertrümmert wurde. Der Verletzte wurde nach dem Rydultauer Knappschaftslazarett gebracht. Nach Ansicht der Aerzte ist mit seinem Aufkommen nicht zu rechnen. Olesch wurde verhaftet und in das Rybniker Gerichtsgefängnis gebracht.

Groß-Piekar

Blutige Auseinandersetzung

Zwischen dem Hausbesitzer Zajonz und seinen beiden Mietern Opaszalski und Wostal in Groß-Piekar kam es wegen Mietsstreitigkeiten zu einer lebhaften Auseinandersetzung, in deren Verlauf die beiden Mieter den Wirt mit Küchenmessern und einem Seitengewehr bearbeiteten und ihn schwer verletzten. Selbst die Frau wurde nicht verschont. Sie erlitt Verletzungen in der Hüftengegend und mußte ins Knappschaftskrankenhaus eingeliefert werden.

Birkenhain

Von der Schmalspurbahn überfahren

An der Bahnüberführung der Chaussee Birkenhain—Hohenlinde ereignete sich ein schwerer Unglücksfall. Die 40jährige Josefa Wittek aus Bobrownik, Kreis Lendzin, wollte in Begleitung mehrerer Frauen die Gleise überschreiten, als ein Zug der Schmalspurbahn herankam. Sie wurde von der Lokomotive erfaßt und auf der Stelle getötet. Die Frau ist an dem Unfall selbst schuld, da sie auch die Warnungssignale des Zugführers nicht achtete. Die Tote wurde in die Scharleyer Leichenhalle überführt.

Das Schicksal des Buchhändlers J. Ph. Palm

Die kleine oberösterreichische Stadt Braunau am Inn gehört heute plötzlich zu den meistgenannten kleinen Städten des deutschen Sprachgebietes — als die Geburtsstadt des Kanzlers Hitler. Vergessen wir aber nicht über die Gegenwart die Vergangenheit: dieser malerische Flecken im Alpenvorland hat nicht nur den Mann hervorgebracht, der Deutschlands Geschicke heute lenkt, sie hat auch die letzten Stunde eines anderen deutschen Mannes gesehen.

Dieser Mann, kein General der Kriegsgeschichte, kein politischer Reformator, kein großer Geist der Kunst oder Wissenschaft, heißt Johann Philipp Palm, 1768 in Schorndorf (Württemberg) als Neffe des berühmten Erlanger Buchhändlers J. J. Palm geboren. Er trat als Lehrling in das Unternehmen seines Onkels ein. Gegen Ende des Jahrhunderts führte ihn eine geschäftliche Reise zur Ostermesse nach Leipzig, wo er die Firma seiner Familie vertreten sollte. Unterwegs lernte er den Buchhändler Stein aus Nürnberg kennen. Er lud ihn in sein Haus ein, und aus der flüchtigen Reisebekanntschaft entwickelte sich eine Familienfreundschaft, die durch die Verheiratung von Steins Tochter mit Palm bleibende äußere und innere Formen annahm.

Deutschland war wohl im Begriff, ein Staat zu werden, bestand aber noch am Vorabend seiner nationalen Einigung aus zersplitterten, spießig in ihrer eigenen Reaktion ruhenden Gruppen und Grüppchen. Der große Eroberer Napoleon hatte es leicht, von diesem Zustand zu profitieren. Seit Beginn des neuen Jahrhunderts waren zahlreiche blühende deutsche Provinzen zum Anhängsel des französischen Diktaturstaates geworden.

So kam das Jahr 1806. Die Rheinlande wurden, als französische Provinz, nach neugeschaffenem französischen Recht verwaltet. In Bayern hauste die napoleonische Soldateska. Unerhörte Uebergriffe kamen vor — niemand wagte einzugreifen. Gerichte, Behörden, Garnisonen waren in Händen französischer Militärs. Da erschien, spät im Frühjahr, im Verlag Stein zu Nürnberg eine 144 Seiten starke anonyme Broschüre: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung". Offen, derb und populär wurden in ihr all diese Mißstände gegeißelt und der eine Ausweg gezeigt, der Einigung und Kampf hieß. Verfasser, Drucker, Verleger waren nicht genannt. Trotzdem war, mindestens für die Buchhändler, Palms Eigenschaft als Herausgeber dieses Heftchens ein offenes Geheimnis, da er, wenn auch mit Vorsichtsmaßregeln, die Exemplare an andere Buchhandlungen und Sortiments versandte. Ein Exemplar der Schrift kam über einen Augsburger Bürger, bei dem deutschsprechende französische Offiziere in Untermiete wohnten, in unberufene Hände. Die Militärs zeigten sich aufs Höchste aufgebracht über den Ton der Broschüre und erstatteten Anzeige an die Pariser Gerichtsbarkeit. Der Geschäftsführer der Augsburger Buchhandlung Stage, von Jenisch, mußte in einem hochnotpeinlichen Verhör Palm als Verbreiter der Flugschrift angeben. Und das Verhängnis nahm seinen Gang...

Palm selbst konnte man nichts nachweisen, denn er war gerade nach München zur Büchermesse gefahren. Das war am 28. Juli. Als der Buchhändler Anfang August heimkehrte, beantragte er sofort eine gerichtliche Untersuchung des Uebergriffes, die jedoch abgelehnt wurde. Tags darauf erfuhr er von Jenischs Verhaftung. Es wurde ernst. Palm verließ das französische Hoheitsgebiet und begab sich zunächst nach Erlangen, zu seinem Onkel, wo er unter preußischem Schutz stand, — aber selbst der dringlichste Rat seiner Freunde konnte ihn nicht davon abhalten, wenige Tage darauf nach Nürnberg zurückzukehren. Daß er dort vogelfrei war, wußte er, — bei seiner Ankunft erfuhr er sofort, daß der Platzkommandant, der französische General Frère wiederholt nach ihm gefahndet hatte. Er hielt sich also den ganzen Tag über in seinen privaten Räumen der Buchhandlung verborgen und kehrte erst im Schutz der Dunkelheit nach Hause zurück.

Daß er sich aber doch nicht völlig über den Umfang der Gefahr klar war, in der er schwebte, beweist, daß er am 20. August in eine seltsam plumpe Falle ging. Am Morgen dieses Tages erschien in der Steinschen Buchhandlung ein ärmlich gekleideter Knabe, bat um eine Unterstützung seiner Mutter, einer Kriegerwitwe und drang darauf, Palm zu sprechen. Da die von ihm mitgeführten Dokumente von zahlreichen namhaften Nürnberger Bürgern unterzeichnet waren, ging Palm aus seiner Reserve heraus und zeigte sich. Kaum hatte jedoch der Knabe die Buchhandlung verlassen, da drangen zwei französische Gendarmen ein, ertappten Palm und brachten ihn zum General. Im nun folgenden Verhör gab Palm an, er habe die Schrift von unbekannter Seite zur Verbreitung erhalten. Das nützte ihm nichts: man befahl ihm in aller Strenge, sein Haus nun nicht mehr zu verlassen, und wenige Stunden später überführte man ihn, da seine Wohnung nicht genügende Garantien für sein Verbleiben böte, in ein verschlossenes Zimmer des Rathauses.

Als ihm in der Frühe des 22. August befohlen wurde, er möge sich das Reisegeld beschaffen, um nach Braunau zu fahren, da dämmerte ihm endlich vielleicht ein Schatten der Gefahr, in der er sich befand. Denn Braunau war der Standort der neu einberufenen napoleonischen Gerichtskommission, bekannt wegen ihrer summarischen Urteile.

Bis zum letzten Augenblick hatte Palm Hoffnung, man habe ihn nur terrorisieren, nur einschüchtern wollen. Er träumte davon, daß man ihn bald, ganz plötzlich freilassen werde. Als man ihm in seinem Prozeß das Recht der Verteidigung absprach, erkannte er endlich, daß er ein verlorener Mann war. Zweimal verhörte man ihn, flüchtig und hochmütig. Dann kam das Urteil: „wegen Verbreitung von Schandschriften wider Kaiser Napoleon" wurde der Buchhändler Palm zum Tode durch Erschießen verurteilt. Gleichzeitig empfahl man, dieses Urteil binnen 24 Stunden zu vollstrecken.

Die ganze Garnison von Braunau — nicht wenige österreichische Soldaten darunter — hatte auf dem Richtplatz Aufstellung genommen. Trotz Palms Protest wurden ihm die Augen verbunden. Sechs Gewehrmündungen blitzten. Man hatte ihn schlecht getroffen — der Verurteilte schrie auf und fiel kopfüber in den Staub. Mit zitternden Händen legten zwei weitere Soldaten an. Palm lebte noch immer. Er lag am Boden und lebte, bis drei weitere Schüsse aus unmittelbarer Nähe ihm den Kopf zerschmetterten.



Palms letzte Augenblicke.

Was in der Welt geschah

Waldbrand bei Hollywood — 52 Tote

Bei einem Wald- und Buschbrand in Griffith Park oberhalb von Hollywood kamen von den dort mit Notstandsarbeiten beschäftigten Arbeitslosen 22 in den Flammen um, ungefähr 100 erlitten schwere Brandwunden. Das Feuer ist angeblich durch die Nachlässigkeit eines Rauchers verursacht worden, der eine Zigarette achtlos weggeworfen haben soll. Insgesamt haben die Flammen 320 Morgen Parkland zerstört.

Weitere Nachrichten besagen: Die Zahl der Todesopfer ist auf 52 gestiegen. Der Brand breitete sich so rasch aus, daß die Leute keinen Ausweg aus dem brennenden Gestrüpp fanden. Es wurden über 100 Menschen mit Rauchvergiftungen ins Krankenhaus gebracht. Die Hauptzahl der Schwerverletzten und die 52 Toten wurden in einer kleinen Schlucht gefunden. Sie hatten sich dort selber ein Feuer angemacht, das rasch auf den allgemeinen Brand übergriff und ihnen so den letzten Ausweg versperrte.

*

Rutschbahn statt Treppe

In der Nähe von Carrara in Italien hat eine Automobilfabrik ein großes Kindererholungsheim für die Angestellten ihres Werkes errichten lassen. Es bietet seinen jungen Gästen nicht nur ein Höchstmaß von Spiel- und Sportmöglichkeiten, sondern garantiert ihnen auch, daß sie ohne zerschundene Knie und zerbeulte Köpfe wieder ins Elternhaus zurückkehren. Alles ist rund und kantenlos gebaut, und die Treppen hat der Architekt als besondere Gefahrenquelle für Kinder ganz weggelassen. Statt Stufen führen sanft abfallende Gleitflächen ins Freie, die höchstens den Hosenböden der Kleinen gefährlich werden können.

*

Zehn Kilo Kokain in Seemuscheln

Die Pariser Zollbehörde hat in einer aus 100 Sack bestehenden Ladung von Seemuscheln nicht weniger als 10 Kilogramm Kokain gefunden, die von einer holländischen Fischereigesellschaft an eine Pariser und eine Marseiller Adresse geschickt waren. Man vermutet, daß in den letzten Wochen bereits mehrere solcher Sendungen der Aufmerksamkeit der französischen Zollbehörden entgangen sind.

*

Blinder Passagier im Frack

Blinde Passagiere auf Schiffen sind in der Regel arme Teufel, die das Geld für die Ueberfahrt nicht aufbringen können und sich in einem unbewachten Augenblick heimlich an Bord schleichen. Meistens kommen sie nach einigen Tagen, während das Schiff sich bereits auf hoher See befindet, abgerissen und halb verhungert, zum Vorschein. Die Kapitäne sind auf diese ungebetenen Gäste nicht gerade gut zu sprechen und die weitere Fahrt bedeutet für den blinden Passagier alles eher als ein Vergnügen. Er wird ganz gehörig angespannt und muß sich die Passage und das Essen durch harte Arbeit verdienen.

Der 19jährige Edward Pomeroy hatte zwar die Absicht, eine kostenlose Ueberfahrt von Australien nach England zu machen, aber die Aussicht, als blinder Passagier erwischt zu werden, schien ihm nicht gerade verlockend. Er wählte daher eine neue Methode. Mit den Passagieren stieg in Melbourne ein elegant gekleideter junger Mann an Bord der „Chitral". Die erste Tat des Elegant war, das er sich an den Obersteward der 1. Klasse wandte und ihn mit bedeutungsvollem Augenzwinkern bat, einen „guten" Tisch für seinen persönlichen Bedarf zu reservieren. Ohne viel Federlesens bezog der Jüngling eine Luxuskabine und machte es sich auf dem Schiff gemütlich. Er bestellte Whisky und feine Zigarren, nahm im Frack an dem Abendessen teil und tanzte mit dem Töchterchen eines englischen Generals. Er hatte sogar die Kühnheit, einen Steward zu rüffeln, weil er ihn zu spät geweckt hatte . . . Die Herrlichkeit nahm jedoch ein vorzeitiges Ende, als ein Steward versehentlich die Kabine öffnete, die als leer bezeichnet war und sie zu seiner Ueberraschung bewohnt fand. Der „Inhaber" dieser Kabine war niemand anderer als der elegante Herr Pomeroy . . . Der junge Mann wurde schon am nächsten Tag in Port Adelaide an Land gesetzt und zu vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt. Zur Rückfahrt dürfte er kaum noch seinen Frack anziehen . . .

*

Es gibt wieder Alkohol in Amerika!

Die „New York Times" bringen zum ersten Male seit dem Jahre 1918 eine ganzseitige Anzeige über alkoholische Getränke. Darnach wird für Lieferung nach dem 7. November Burgunder zwischen Dollar 21,40 und 43,40, Bordeaux zwischen Dollar 16,65 und 25,40, Champagner zwischen 64,50 und 74, angeboten, ferner Rum, Whisky und verschiedene Liköre. Die Preise verstehen sich für 12 Flaschen einschl. Zoll und Steuern.

*

Ehe-Weltrekord einer jungen Engländerin

Die Frau, die in Europa am häufigsten geheiratet hat, soll die schöne Engländerin Eugenia Bankhead sein, die Schwester des berühmten Bühnen- und Filmstars Tallulah Bankhead. Sie ist zwar erst dreißig Jahre alt, hat aber kürzlich bereits zum siebenten Male geheiratet. Trotzdem aber ist dieser Mann nicht ihr siebenter Gatte, sondern erst ihr fünfter. Sie hat nämlich ihren ersten Mann nicht weniger als dreimal geheiratet und sich dreimal von ihm scheiden lassen. — Meschugge!

*

Lungenpest bei Charbin

In der Umgebung von Charbin ist die Lungenpest ausgebrochen. Bis jetzt wurden 122 Erkrankungen festgestellt. Die Bekämpfung der Epidemie gestaltet sich sehr schwierig, weil die Chinesen sich weigern, ihre Toten zu verbrennen. 69 Todesfälle sind bereits gemeldet.

Alte Goldkrone in Dänemark gefunden

Bei Bauarbeiten in Middelfart sind Arbeiter auf ein Versteck gestoßen, in dem sie eine Goldkrone, ein großes goldenes Kreuz und eine schwere goldene Kette fanden. Vermutlich stammt dieser Schatz aus der Katholikenzeit und war während der religiösen Wirren verborgen worden. Ob es sich bei der Goldkrone um den Kopfschmuck eines Heiligenbildes oder um eine Brautkrone handelt, muß erst die wissenschaftliche Untersuchung ergeben. Daß es sich um eine alte dänische Königskrone handelt, dürfte sich kaum bewahrheiten.

*

Mondscheinstrahlen nach Amerika exportiert

Anläßlich der von der Stadt Chikago zu Ehren Marconis während seines Besuches in Amerika veranstalteten Festlichkeiten sind die Lampen der Weltausstellung zwei Minuten vor 1 Uhr mitteleuropäischer Zeit bzw. 17.58 amerikanischer Zeit von dem aus Florenz übertragenen Mondschein angezündet worden. In der Florentiner Sternwarte von Arcestri, dem berühmten Hügel, wo Galilei blind die letzten traurigen Jahre seines Lebens verbracht hatte, wurden mit dem Feldstecher des berühmten Astronomen die Strahlen des Mondscheins auf eine photo-elektrische Zelle geleitet, die sie in Strom verwandelte, der im Kabel nach Rom und auf Kurzwelle nach Amerika übertragen wurde und den Stromkreis der Lichtleitung der Weltausstellung schloß und so die Lampen anzündete. Drei Minuten später traf aus Chikago telephonische Bestätigung vom vollkommenen Gelingen des Experiments ein, das vom Direktor der Sternwarte, Professor Abetti, geleitet wurde und dem auch der Präfekt beiwohnte.

*

Sportflieger Wirth abgestürzt und ertrunken

Am Montag um 11.35 Uhr verunglückte bei Warnemünde der Sportflieger Wirth auf einem Uebungsflug mit einem Klemm-Flugzeug. Er stürzte mit seiner Maschine in den Breitling und ertrank.



Diese Stadt wurde durch einen Orkan zerstört

Blick auf die mexikanische Hafenstadt Tampico, die durch einen Orkan völlig vernichtet wurde. Die Zahl der Opfer wird auf 5000 geschätzt. Es ist das größte Unglück in der Geschichte Mexikos.

Bestellschein

Hiermit bestelle ich ein Abonnement der illustrierten Wochenschrift

„Oberschlesischer Landbote"

Geschäftsstelle Katowice, 3-go Maja 12

zur laufenden Lieferung ab ....

Der Abonnementspreis beträgt durch Boten 80 Groschen pro Monat
Bei Postüberweisung 90 Groschen pro Monat

Den Bezugspreis für Monat .... in Höhe von .... zł wollen Sie durch Quittung bei mir einziehen lassen — habe ich durch die Post überwiesen.

Ort .... den .... 193 ....

Straße und Hausnummer ....

Vor- und Zuname ....

Stand ....